





COPYRIGHT 1915 BY THE PROCTER & GAMBLE CO., CINCINNATI

An braucht nicht zu zögern, alltägliche Gewänder mit ein bißchen Häfelarbeit zu zieren, aus Furcht, daß sie besondere Beachtung beim Waschen erfordern. Wascht sie einfach wie gewöhnlich, aber gebraucht Ivory-Seife.

Der Unterschied zwischen Sicherheit und Wagnis bei der Wascharbeit ist nicht so sehr eine Sache der Handhabung als wie der Seife. Gebraucht gewöhnliche Seife, und die mühsamste Sorgfalt kann das Gewand nicht von den Verwüstungen des freien Alkalis und anderer rauher Stoffe retten. Gebraucht Ivory-Seife, und es gibt nichts in dem Seifenwasser, das die zartesten Gewebe im geringsten schädigen könnte.

Ivory-Seife, hergestellt von den ausgewähltesten Zutaten zusammen mit äußerster Geschicklichkeit, ist so harmlos wie klares reines Wasser. Wegen ihres reichlichen Schaumes und höchster Reinheit ist sie sogar ein besserer Reiniger als starke Waschseife. Und ihr sehr niedriger Preis macht sie für alle so erreichbar wie Seifen, die nichts von ihren wünschenswerten Eigenschaften besitzen.

Ivory-Seife



IT FLOATS

99 ⁴⁴/₁₀₀ % rein.

Fabriken in Ivorydale, Ohio; Port Ivory, New York; Kansas City, Kansas; Hamilton, Canada.

Die „Abendschule“, ein illustriertes Familienblatt, mit der Abteilung „Frauenleser“, erscheint alle zwei Wochen in 40–52 Seiten starken Hefen (26 Hefen im Jahrgang) zu \$2 das Jahr. Abonnenten können jederzeit eintreten. Adressveränderungen sollten zwei Wochen vor Änderung gemeldet werden; man teile die alte sowie die neue Adresse mit.

Jahrgang 63.

Heft 18.

Die Abendschule.

St. Louis, Mo., Donnerstag, den 29. März 1917.

Die „Abendschule“ ist in der ganzen Welt verbreitet und kostet nach dem Ausland \$2.50 portofrei. Probenummern werden auf Verlangen gratis gesandt. Alles Geschäftliche, Bestellungen, Gelder, Manuskripte u. s. w. sind zu senden unter der Adresse: Louis Lange Publishing Co., 3600–3610 Texas Ave., St. Louis, Mo., U. S. A.

Vorbemerkungen.



Fröhliche Ostern!

Ein um so segensreicheres Osterfest wünscht die „Abendschule“ allen ihren Lesern in dieser ernstesten, hochbetrübtsten Zeit!

Eine Zeit der Ungewissheit und Aufregung, wie sie unser Land seit Monaten erlebt, hat es wohl noch nie zuvor in solchem Maße gegeben. Von Tag zu Tag weiß kein Mensch, wie bald wir in den großen Krieg aktiv verwickelt sind. Tatsächlich ist unser Land seit zwei Jahren am Kriege beteiligt. Durch die ungeheuren Waffensendungen hat es längst eine fürchterliche Blutsschuld auf sich geladen. He kept us out of war, hieß es während der Wahlkampagne, aber seither heißt es tagtäglich, Amerika müsse an der Seite der Alliierten gegen Deutschland in den Krieg eintreten. Alle Begriffe von Ehre und Patriotismus sind über den Haufen geworfen. Jene Senatoren, die allein an der Konstitution festhielten, wurden als Verräter verhöhnt. Als England die Blockade zuerst verhängte, blieben amerikanische Schiffe flugs aus der Nordsee. Warum? Aus Ehre? Aus Deutschland, zur Wiederbergeltung und Notwehr gezwungen, eine Sperrzone zog, da wollten und sollten amerikanische Schiffe hineinfahren. Aus Ehre! Um Rechte zu wahren! Daß ein einfaches Fortbleiben ungleich gescheiter und ungleich nobler wäre, kann man nicht verstehen. Amerika bekommt so seine Strafe und wird sie noch immer mehr bekommen, in Verblendung, Unrausch, Verwirrung, Preistreiberei und Hunger, Ausbeutung und großen Steuerbürden.

In dieser Zeit der Erregung geht es sonderlich über die Deutschamerikaner her. Man kann ihren wahren Patriotismus anscheinend gar nicht mehr verstehen. In die vordersten Schützengräben sähe man sie gerne gehen, aber daß sie nicht mit ins große Horn der Kriegsheke stoßen, dafür nimmt man sie flugs durch die Gabel, bezweifelt ihren Amerikanismus, höhnt, verdächtigt und schmähst sie. Leute, die nur eine Sprache reden, sind in dieser Zeit von ihrer englischen Presse so verwirrt worden, daß die andere Seite bei ihnen längst gar kein Gehör mehr findet, und sie beurteilen heute längst alle Kriegsereignisse einfach nach dem tüchtig eingepaukten Zeitfaden, den die Hefepresse ihnen seit Jahr und Tag an die Hand gibt. Das erste Glied der ganzen Kette, und wie sich ein Glied immer an das andere reiht, und wie nun die ganze Kette geprißt und beurteilt werden muß — das ist längst aus dem Auge verloren. So begreifen die Britenfreunde heute nicht, daß die wahren Patrioten und vor allen die Deutschamerikaner die ganze Sache stets in ihrem Zusammenhange beurteilen und nicht einzelne Glieder der Kette herausgreifen; sie verstehen es nicht, wie man anderer Ueberzeugung sein kann als die Regierung, die meisten Volksvertreter, Gesetzgeber, Finanzleute und Größen des Landes, und sehen gar nicht mehr, was die Vaterlandsliebe ist, was die Konstitution lehrt, was die Kriegsheker im Schilde führen, und in welches Unglück unser Land getrieben wird. Man höhnt und schmähst sie, die dem Unglück wehren wollen, aufrichtig und inbrünstig des Landes Bestes suchen und zum Veten dafür vor Gott treten!

Auf ein neues Buch, betitelt *Ahejha*, — siehe Seite 669 — machen wir hiermit aufmerksam. Es ist eine wunderbare Erzählung von Heldentaten, nämlich die Schilderung, wie der mutige Kapitän Helmut v. Müde nach Zerstörung des kleinen Kreuzers „Emden“ auf einem kleinen, alten japanischen Segelschiffe die Fahrt durch den Indischen Ozean machte und dann über Land nach Konstantinopel gelangte. Wir geben dies Buch entweder für einen neuen Leser frei oder für \$1.25 und 10 Cents Porto. Dies Buch ist ein schönes Ostergeschenk.

Auch das Buch von Paul König geben wir noch als Prämie für einen neuen Leser. Beide Bücher werden für immer historischen Wert haben als die Schilderungen von zwei der bedeutendsten, epochemachenden Ereignisse des ganzen Krieges.

Mehrfach bekommen wir jetzt wieder Briefe von Lesern, die uns von ihren Lieben in Deutschland kürzlich erhaltene Zuschriften zur Verfügung stellen. Solche Briefe sind der Redaktion nicht nur zur Einsichtnahme in die wirkliche Lage sehr willkommen, sondern wir sind auch gerne bereit, sie, wo erwünscht — natürlich unter Weglassung alles Persönlichen — der ganzen Leserschaft durch den Druck bekannt zu geben, wie es neulich z. B. mit zweien solcher Briefe geschah. Wunderbar und erhebend ist das Gottvertrauen, das uns in allen so weit eingesehenen Briefen entgegenleuchtet.



Mutter dank.

Weitere Beiträge bis 19. März:

Für das gute Werk darf noch immer weiter gesammelt werden. Alle eingehenden Gelder werden hier quittiert und separat wohl verwahrt, bis sie abgeliefert werden können und darüber amtlich quittiert werden kann.

G. Hoppel, sen., und Familie, Atkins, Ia.	\$10.00
A. Heidmann, Neche, N. Dak.	1.00
E. Schuhmann, Palmyra, Mo.	1.00
M. Start	1.00
M. Hecht, Ridgeway, N. C.	1.00
Ev. Luth. Lions-Gen., Mt. Pleasant, Mich.	2.00
R. Brest, St. Clair, Minn.	1.00
M. R., Coleridge, Neb.	1.00
M. R., Goldthwaite, Tex.	.25
R. Brestinger, Herndon, Kanf.	3.00
R. S., Ellicott City, Md.	1.00
J. Hindworth, Independence, Kanf.	.50
R. Kalow, Fairbault, Minn.	.50
W. Uehmann, Gibson, Minn.	2.00
M. R., Ill.	280.00
Frauenb. St. Pauls-Gen., Galedonia, Mich.	3.50
S. Biewener, Newton, Kanf.	5.00
G. Haar, Freeman, S. Dak.	3.00
Gem. P. R. Gräbner, Rago, Kanf.	10.82
Glieder St. Johannes-Gen., Madison, Neb.	87.00
Frauenb. der Gem. P. Gömmel, Euton, Neb.	4.75
J. Kinter, R. 7, Benson, Neb.	2.00
Frauenb. Cong. Phil.-Gen., Nibbille, Wash.	10.00
D. Philipp, Missoula, Mont.	.25
G. Schaefer, Napa, Cal.	.50
L. Deffner, Napa, Cal.	.25
S. Rabenhusen, Centralia, Ill.	2.00
M. Fellwood, Dal Grove, Wis.	1.00
H. Wegner	.50
H. Hasermann, St. Joseph, Ill.	.50
E. Schneider, National City, Cal.	.25
M. R., Chicago, Ill.	.35
G. Sandbrin, sen., Nibbille, Wash.	1.00
M. R., West Miss. Wis.	1.00
H. Wagner, Dal City, Mich.	2.50
H. Busch	2.50
Kollektion bei S. Senze, Alpha, Minn.	4.50
Glieder Frauenb. Gen. zu Savilla, Wash.	
J. M. Sohn	5.00
G. Wildermuth	2.50
J. Damm	3.00
M. Hedderson	2.00
G. Wildermuth	1.50
G. Sohn	1.40
M. Wildermuth	1.00
J. E. Wildermuth	1.00
J. Stübke	1.00
E. M. Seyner	.50
Frauenb. Immanuel-Gen., Cornelius, Ore.	30.00
E. Wussow, Alexandria, Minn.	10.00
M. E. Brandt, R. 1, Willshire, D.	2.00
M. Schulz, Gibbings, Tex.	1.00
E. Weisslog, Crookston, Neb.	1.00
M. C. Prese	1.00
G. Herk, R. 3, Scotland, S. Dak.	1.00
G. Gehm, R. 2, Pine Island, Minn.	1.00
J. E. A. Gehm	1.00
B. Fiedler, Sheboygan, Wis.	1.00
M. R., Loganport, Ind.	1.00
J. G. Voitag, R. 1, Niagara, N. Dak.	5.00
M. R., Trinitäts, Frankenmuth, Mich.	1.00
M. R., Lacona, Ia.	1.50
J. W. Morgenthaler, Joplin, Mo.	1.00
S. Burmeister, New Haven, Mo.	3.00
S. Bentrup, sen., Sylvan Grove, Kanf.	7.00
M. R., R. 2, Weir, Tex.	2.00
M. R.	2.00
R. Grishmacher, Westgate, Ia.	1.00
M. Dau	1.00
D. Seine, Conger, Minn.	1.00
B. Gerber, St. Paul, Minn.	1.00

Zusammen \$543.82
Bereits quittiert \$3,861.26

Total bis dato \$4,405.08

S. Bentrup, Sylvan Grove, Kanf.: „Als ich vor einigen Tagen meinen 70. Geburtstag feierte, kamen die lieben Gäste auch auf den „Mutterdank“ zu sprechen. Alle waren sehr begeistert für die gute Sache. Man machte den Vorschlag, daß man eine Gabe sammle für ein solch schönes Werk. Das taten wir denn auch, und einliegend sende ich Ihnen unsern Beitrag. Möge er ein wenig Segen stiften! Da ich selbst im Jahre 1870 den Krieg in Frankreich durchgemacht habe, so kann ich mir die große Not der armen Witwen und Waisen in den jetzigen schrecklichen Zeiten wohl vorstellen.“

Pastor E. Just, Madison, Neb.: „Inliegend sende ich Ihnen Bantantweisung für die Summe von \$87 für den „Mutterdank“. Das Geld wurde von Gliedern der St. Johannes-Gemeinde bei Madison gesammelt.“



Aus der Zeit für die Zeit.



Des offenen Ostergrabes Antwort.

Wann träte je im ganzen Jahre die eine große Frage, die in jeder Menschenbrust Antwort heischt, die keine Philosophie beschwichtigen kann, die sonderlich an Gräbern und Totenkammern die Seele aufrüttelt, so direkt ans zage Menschenherz wie in der schönen Frühlingszeit, da aus der Todesstarre das Leben spricht? Wann wäre je der verlorenen Menschenvelt auf alle ihre Fragen eine Antwort geworden wie die am großen Ostermorgen, dem Frühlingsstage aller Geschlechter auf Erden, als „frühmorgens, da die Sonn' aufgeht, mein Heiland, Christus, aufersteht“? Wann wäre je einer habenden, durch Unfrieden trostlos zerrütteten, verarmenden und verblutenden Welt die erhebende, belebende Osterbotschaft mehr vonnöten gewesen als zu dieser Zeit der Mangel und Sorgen, der Schrecken und Gräber? Auf den alles Hoffen und Harren begründeten Karfreitag brach am dritten Tage der leuchtende Ostermorgen an mit seiner Freuden- und Siegesbotschaft für alle Erdenbewohner: „Christ ist erstanden von der Marter alle, des sollen wir alle froh sein!“ Wieder verjüngt sich die Erde, wieder naht der glückselige, des zagen Herzens große Frage und alle seine Fragen beantwortende Tag der Ostern. Auf's neue schallt jetzt, da die Völker Europas im dritten Jahre den männermordendsten aller Kriege führen und zusammenbrechend die schauerlichsten Massengräber aller Zeiten vor sich sehen, da Amerika, seiner Volksfreiheit und seines gedeihlichen Volksglücks tödlich beraubt, bange Wochen lang am unheilgähnenden Grabe vereitelter Friedenshoffnungen steht, der herzenerweckende Osterjubel über den Erdkreis: „Der Herr ist auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden!“ Lebendig ist er, welcher spricht: „Ich bin das Leben“, Lebendig er, der verspricht: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben“, Lebendig und der Erstling geworden er, der unser Mittler, Bürge, Kämpfe, Streiter, unser Bruder, unser Fleisch und Bein ist! Er hat den Tod erduldet, und was für einen Tod! Aber nun: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum.“ Ein größer und gewaltiger Wort ist nie gehört worden! Das offene Ostergrab beantwortet die große Frage und alle Fragen unserer Zeit, deines Grabes und der Massengräber! Keine Kanonen können so vielen Mannern Schrecken ins Herz hineinbröhlen, kein Krieg kann so viele Opfer fordern, keine Revolution so viele Bürger terrorisieren, kein Streik so viele in Mitleidenschaft ziehen, kein Präsident kann solche Scharen unter des Todes Banner rufen, wie dies Wort vom Leben Ungesägten gilt, das in Tod und Grab noch ihr Trost ist! Denke doch nach: du willst leben; alles in dir, jeder Blutstropfen, will leben. Sind wir Menschen nicht zum Leben geschaffen? Oder sind wir etwa für Krieg und Mord und Mord und Grab bloß da? Oder die einen zum Schätzeaufhäufen und Grabchen, die andern zum Ausgebeutetwerden und Verhungern und als Kanonenfutter? Siehe, du tust alle Tage hundertlei, um zu leben. Auch der Vermiste wertet nichts so hoch wie sein Leben, der jahrelang Sieche, der Hochbetagte, so oft er auch geklagt hat: „Wenn es doch ein Ende mit mir hätte!“ freut sich immer wieder, wenn ein neuer Morgen tagt. Und doch weißt du und jeder Mensch: Einmal kommt aber der Tod! Nächst kommt du, nachend gehst du von hinnen. Da ist die große Frage: Kannst du getrost allen Gefahren der Zeit, auch dem Tode und Grabe entgegengehen? Nur dann, wenn du weißt, was O s t e r n bedeutet! Ostern ist der Veröhnungstag Gottes mit der Sündervelt, Ostern ist der große Frühlingsstag für alle Herzen, da Gott der Vater den Bürgen aller Menschen, der alle ihre Milliarden-schulden bezahlt, mit bitterem Tode alle ihre Sünden gebüßt, zur Absolution der Welt wieder aufweckte und ihr das Leben schenkte. Nun heißt es: Du sollst leben, auch nach dem Tode, trotz desselben, leben, ob du gleich stirbst, und dann nimmermehr wieder sterben. Mag Sturm und Wetter über die Flur toben, mag Hagel, Blitz und Donner Wald und Feld überfallen: — dennoch ist der Frühling da,

gleichwohl bleibt er, trotzdem lebt und grünt und blüht er in schwelender Fülle! Mögen gleicherweise Landesnöte und Völkervirrnisse wie ein Lindwurm die Gemüter zerrühren, mögen Sorgen und Mangel gewitterstürmer drohen und Tod und Grab wie Feuerfackeln und Wasservogel gähnen: — Ostern mit seinem Leben ist dennoch da und bleibt da, die Oster-Siegespalmen grünen fort, und den Osterjubel des Christenglaubens kann nichts ersticken, weder das müde Geschrei nach Geld und Gut und Kriegsbeute, noch der Einentaumel der Lust, noch das Gerede der Politik, die nur eitler Ehre dient und die Wahrheit beugt, keine Lehre menschlicher Weisheit, die jede große Frage schließlich dem Zweifel überläßt, und am allerwenigsten der Unglaube, der stets in Gefahr trostlos zusammenknickt. **Christ ist erstanden:** — „vertrieben ist der Sünden Nacht, Licht, Heil und Leben wiederbracht!“ Hallelujah!

Amerikas Kriegsgefahr unabwendbar.

Jeder Tag kann uns die Kunde bringen, daß zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland der offene Krieg ausgebrochen ist. Eine Kriegserklärung ist in diesen furchtbaren Zeiten Nebensache geworden. Amerikanische Schiffe wollen und sollen nicht aus der von Deutschland gezogenen Sperrzone herausbleiben, und Deutschland mildert seine Raubbootkriegsführung nicht: so scheint das Unheil unabwendbar. Seit am 18. März drei amerikanische Schiffe, „City of Memphis“, „Illinois“ und „Vigilancia“, von deutschen U-Booten versenkt wurden, als sie die Sperre zu durchbrechen suchten, haben Amerikas Kriegsheker mit allen Hebeln zum Kriege gedrängt. Auch Friedensfreunde sehen jetzt nicht mehr, wie der wirkliche Krieg noch abgewendet werden könne. Merkwürdig aber ist der allenthalben ins Auge fallende Mangel an aufflammender Kriegsbegeisterung. Selbst die häufigsten Zeitartikel und die zündendsten Ueberschriften haben keine Kriegsstimmung entfacht. Das Volk will eben keinen Krieg — das steht nun einmal fest! Und vollstündlich wird daher dieser Krieg niemals werden. Aber er scheint zu kommen! Mit jedem Tage rückt er näher. Der Präsident läßt die Flotte in Bereitschaft setzen und ordnet die Küstenverteidigung, wofür \$115,000,000 sofort zur Beschaffung schneller Submarinäger (Motorboote mit Kanone) verausgabt werden sollen. Schon am 9. März ordnete er zur Durchführung einer „bewaffneten Neutralität“ die Verstärkung amerikanischer Handelschiffe an. Er gelangte auf Grund eines von Staatssekretär Lansing und Generalanwalt Gregory abgefaßten Gutachtens zu der Ueberzeugung, daß er trotz des klaren Wortlautes eines Piratengesetzes unseres Landes vom Jahre 1818 und auch ohne vorangegangene Ermächtigung durch den Kongreß die Macht und das Recht habe, die Armierung der Handelschiffe zu gestatten. Ist aber damit das noch zu Recht bestehende alte, unwiderrufene Gesetz nicht zu einem „Fetzen Papier“ gemacht worden? Gleichzeitig hat der Präsident den Kongreß auf den 16., dann 2. April zu einer Sondertagung einberufen, um wiederum nachträglich die Gutheißung seines Schrittes zu verlangen und um ihn sofort zur Hand zu haben, falls Ereignisse eintreten, in denen der Kongreß doch noch das entscheidende Wort zu sprechen hat. Diese Maßnahmen, darüber gibt es keinen Zweifel, haben das Land dem Kriege nun um einen gewaltigen Schritt näher gebracht. Denn aller Voraussicht nach wird ein noch deutlicherer „overt act“ (unzweideutiger Fall) nicht sehr lange mehr auf sich warten lassen: ein Raubbootangriff auf ein bewaffnetes, in die Sperrzone sich wagendes amerikanisches Handelschiff, das wahrscheinlich noch dazu Munition und Vorrat schleppt. „Was die Vereinigten Staaten betrifft“, erklärte nämlich der deutsche Staatssekretär des Auswärtigen, Dr. Zimmermann, dessen nach Mexiko bestimmte Note der Reichstag durchaus nicht als „Verschwörung“, sondern einfach als Werbung um Bundesgenossen für den Kriegsfall ansah, „so haben wir unser letztes Wort gesprochen, und die Entscheidung steht bei Präsident Wilson. Wir sind entschlossen, unseren Unterseebootkrieg bis zum Ende durchzuführen. Mit Bezug auf Frieden will ich sagen, daß Deutschland trotz der Zurückweisung seines Friedensangebotes noch an den Worten des Reichskanzlers festhält und bereit ist, sich an die Spitze eines Staatenbündnisses zur Aufrechterhaltung des Weltfriedens zu stellen. Mit Bezug auf die europäischen Neutralen glaube ich, daß im Verlaufe des Krieges keine Veränderung unserer Beziehungen mit ihnen eintreten wird. Neutrale Schiffs-

eigenfüher sollten ihren Handel mit England aufgeben. Sie haben genug Geld verdient und können den Verlust des englischen Handels ertragen. Sie werden bald einsehen, daß es in ihrem eigenen Interesse liegt, ihre Schiffe daheim zu behalten, damit sie sie nach dem Kriege vorteilhaft benutzen können.“ Sollten da, so muß man sich immer wieder fragen, nicht auch die Vereinigten Staaten in allen Ehren daselbe tun? Wader verteidigte Herr Bryan die Senatoren, welche der Vorlage für „bewaffnete Neutralität“ den Todesstoß versetzten, und sagt, eine überwältigende Mehrheit des amerikanischen Volkes sei gegen die Armierung der Munitionsschiffe. Und Generalmajor Sir Sam Hughes, der frühere kanadische Milizminister, der bereits Governor's Island besuchte und mit Generalmajor Leonard Wood eine Unterredung hatte, erklärte ungescheut: „Wenn die amerikanische Regierung diesen Schritt ergriffen hat, so kann das weiter nichts als einen Kriegsaft bedeuten.“ Das ist doch gewiß klar gesprochen. Unser Staatsdepartement aber vollbringt ein Meisterstück der Logik und sagt, deutsche Tauchboote seien schon an sich feindselige Schiffe, ein Handelsschiff dürfe daher auf jedes U-Boot feuern, sobald es seiner ansichtig werde, und dies sei kein Angriff, sondern Notwehr! Die Bewaffnung der Schiffe hat begonnen. Werden sie todeswillige Mannschaften bekommen? Jedenfalls sind die unheilvollen Würfel gefallen; wohin werden sie laufen?

Russische Revolution stürzt den Zaren.

Rußland eine Republik! Man kann es kaum glauben. Tage lang waren alle Nachrichten aus Rußland in London, von wo sie seit Monaten zu kommen pflegten, der Welt verheimlicht worden, — da bringt der deutsche Funkdienst nach Cayville die erschreckende Kunde: Revolution in Rußland! Eine furchtbare Explosion lange verhaltenen Volkszornes hat das ganze Reich erschüttert, und der Zar hat seinen Thron eingebüßt. In letzter Zeit hatten, nach mehrfachen Kabinettswechsel, die Reaktionären das Heft wieder in den Händen, und damit auch für die Alliierten die Gefahr eines russischen Sonderfriedens. Die Duma (der Reichstag) erschien dem Zaren nicht geheuer, er löste sie auf. Sie betweigerte den Gehorsam. Zugleich gab es in Petersburg und Moskau infolge der störenden Verkehrsverhältnisse Hungerkrawalle und Streiks in Munitionsfabriken. Militär wurde aufgeboten, machte aber mit den Aufständischen, als der Befehl erging, auf sie zu schießen, gemeinsame Sache gegen die Polizei. Nun erhielt die Duma die Oberhand, sie setzte alle Minister gefangen, organisierte ein neues Kabinett, entthronte den Zaren, der von der Front zurückeilte, erhob seinen jüngeren Bruder, den schon wegen zweifachen Skandals berücktigten Großfürsten Michael Alexandrowitsch, zum Regenten, ernannte aber zugleich, als auch dieser abkannte, ein Dumasomitee, das samt dem neuen Kabinett nun die Regierung führt. In Petersburg wüteten die Straßenkämpfe drei Tage lang. Aus allen Nachrichten geht unbestreitbar hervor, daß es sich diesmal nicht um einen örtlichen Putz handelt, sondern da auch die Städte Charkow, Kasan, Moskau, Kronstadt und andere sich in den Händen der Revolutionäre befinden, um eine tatsächliche Revolution. Falls England wirklich, wie es heißt, dahinter steckt (um Separatfrieden zu bereiten), so spielt es ein Verzweiflungsspiel, denn diese Revolution muß doch auf sein eigenes Volk, sowie auf Frankreich und Italien, wo die Lage ebenso verhängnisvoll drohend ist, üblen Eindruck machen, und die Kraft Rußlands, weiter Krieg zu führen, ist auf lange hinaus gelähmt. So war es im japanischen Kriege, so wird es auch diesmal sein; denn einen festen Halt hat die revolutionäre Bewegung wohl unter den Arbeitern in den Städten, nicht aber im Bauernlande, der im Glauben an die Unfehlbarkeit des Zaren groß geworden ist, fest unter der Kontrolle der Geistlichkeit steht und jede liberale Bewegung als Feindseligkeit gegen die Religion ansieht. Schon jetzt ist die Revolution den britischen Anstiftern über den Kopf gewachsen, von dem immer lauter erschallenden Feldgeschrei „Krieg oder Frieden“ wird ganz Rußland, auch das Meer ergriffen, das nun im Innern alle Hände voll hat. Angestiftet zur Weiterführung des Krieges, wird die Revolution, vielleicht erst nachdem Ströme von Blut geflossen, zur Einstellung der Feindseligkeiten führen. Das Ende scheint in Sicht zu sein, und Deutschland und Oesterreich voten dem zerrütteten Lande aufs neue die Friedenshand.

Oesterreich-Ungarns Antwortnote.

Die Regierung in Washington hatte Oesterreich-Ungarn um Auskunft bezüglich des unbefrängten Unterseefrieges er sucht. Die Antwort ließ lange auf sich warten, hat aber an Schärfe nichts ein-



Am Ostermorgen.

gebüßt, und die wesentlichen Streitpunkte sind sehr klar dargelegt. Neutrale, heißt es da, sind für die Verluste selbst verantwortlich, die sie beim Verreten eines Kriegsgebietes erleiden. Schiffe können gewarnt werden durch Bekanntmachung, bevor sie den Hafen verlassen, oder durch die Ankündigung, daß Operationen im großen Stil gegen feindlichen Seehandel in bestimmten Arealen im Gange sind. Diese beiden Arten der Warnung seien ebenso zulässig wie die individuelle Warnung an Schiffe auf hoher See. „Wenn Neutrale die Gesetzmäßigkeit derartiger Warnungsmethoden bestreiten, so beanspruchen sie das Recht, sich in militärische Operationen einzumischen. Bewaffnete Handelsschiffe gehören in die Klasse der Piratenschiffe.“ Weiter heißt es da: „Der Grundsatz, daß Neutrale zu Kriegszeiten die Vorteile der Freiheit der Meere genießen sollen, bezieht sich nur auf neutrale Schiffe und nicht auf neutrale Personen an Bord von Schiffen kriegsführender Nationen. Kriegsführende dürfen für sich selbst entscheiden, welche Maßnahmen im Seehandel gegen einen Feind getroffen werden sollen. In solchen Fällen haben Neutrale keine anderen legitimen Interessen und deshalb keinen anderen gesetzlichen Anspruch, als daß ein Kriegsführender sie rechtzeitig von einem gegen einen Feind gerichteten Verbot benachrichtigt, damit sie es vermeiden können, ihr Leben und ihre Güter feindlichen Schiffen anzuvertrauen.“ Zwischen unserer Regierung und der österreichischen bestehen also grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten. Die Doppelmonarchie hält fest, wie es ja nicht anders zu erwarten stand, an Deutschlands Kurs, und ein Bruch zwischen ihr und Amerika ist daher gleichfalls zu erwarten, wiewohl man in Washington geneigt ist, mit Oesterreich-Ungarn sanfter zu verfahren, um, wie es manchmal scheinen will, den Bundesgenossen von Deutschland fortzulenkten.

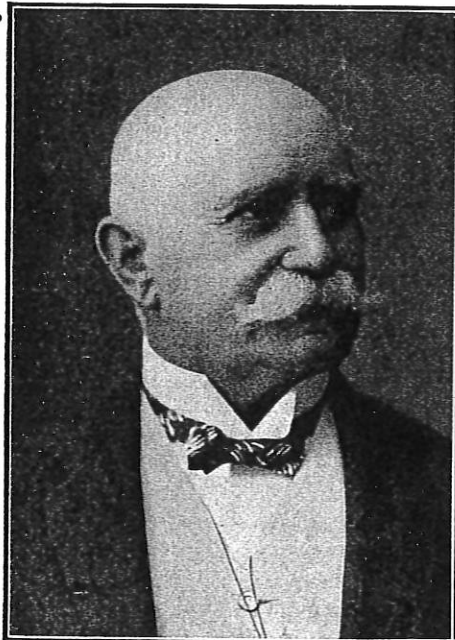
Bagdad, Bapaume, Briand gefallen, Tauchboote rührig.

Das gab Ueberraschungen! Bagdad, die alte Kalifenstadt, die aber heute nur noch 200,000 Einwohner zählt, fiel dem nach der Einnahme von Kut-el-Amara vorrückenden britisch-indischen Heere unter General Maude fast ohne Schwertstreich in die Hände. Die Türken ziehen sich noch immer weiter zurück, wahrscheinlich bis die Engländer weit genug von ihrer Basis sind. Aber auch das lang umstrittene Bapaume, ferner Peronne, Nohon und andere Orte in Frankreich nördlich von der Somme, zwischen Arras und der Oise, fielen den Briten in die Hände, und darüber war der Jubel noch größer. Auch dies Gebiet, etwa 10 Meilen tief, 50 lang, wurde ohne Schwertstreich genommen: die Deutschen zogen sich, wie die Türken, zurück. Weshalb? Allerlei Mutmaßungen schwirren umher; schade, daß der deutsche Generalstab den Kriegskorrespondenten nicht besseren Aufschluß erteilt. So viel gibt er bekannt: die deutsche Linie wurde gerade gelegt und durch freiwilligen Rückzug verstärkt, zugleich aber sind Truppenansammlungen eingetroffen. Auf dem im Stiche gelassenen, ganz zerwühlten Terrain mögen die Feinde

noch etwas erleben. Diesen beiden Rückzügen folgte ein dritter, etwas anderer Art: so unerwartet, wie der Zar seinen Thron verlor, stürzte in Frankreich der „Ketter des Vaterlandes“, Ministerpräsident Briand, der seit Oktober 1915 die Regierung führte und im ganzen viermal in acht Jahren das Staatschiff an Klippen vorbeulert, und sein ganzes Kabinett, und zwar infolge heftiger Angriffe über Dinge, die, wie in Petrograd, den Magen des Volkes betrafen. Alexandre Ribot, ein gleichfalls mehrfach schon benutzter Notnagel, brachte eilends ein neues Ministerium zusammen. Waren die Flieger an der Westfront tätig — an einem Tage wurden 18, an einem andern 15 alliierte Flugzeuge abgeschossen, während die Deutschen nur geringe Verluste hatten, — und griffen auch die Zeppeline einmal wieder London stundenlang an, desgleichen Paris, wo einer herabgeschossen wurde, und haben die Franzosen bei Ripont in der Champagne und ebenso die Engländer bei Arras sich blutige Köpfe geholt, so überschattete doch der Tauchbootkrieg alles andere. Die britischen Zimindampfer „Algonquin“, „Drina“, „Sagamore“, der französische „Ohio“, der norwegische „Storstad“ — mehrere hatten Ladungen im Werte von \$1,500,000 — liegen auf dem Meeresgrunde; desgleichen die amerikanischen Blockadebrecher „City of Memphis“, „Illinois“ und „Vigilancia“. In den 28 Tagen des Februar versenkten die U-Boote Schiffe von insgesamt 781,500 Tonnen — mit den müßig liegenden Schiffen blieb weit mehr als eine Million Tonnage den englischen Küsten fern! Und Amerikas Handel nahm im Februar um \$190,000,000 ab! „Noch hat der Tauchbootkrieg“, schreibt das Stockholmer „Dagbladet“, „seinen Höhepunkt nicht erreicht.“ Im Mittelmeer versenkte ein Tauchboot den großen französischen Zerstörer „Cassini“; vor der Themse griffen deutsche Zerstörer mehrere englische an, versenkten einen, beschädigten einen zweiten und entkamen unversehrt.

Graf Zeppelin gestorben.

Am 8. März erlag der berühmte Erfinder und Erbauer deutscher Luftkreuzer, Graf Ferdinand v. Zeppelin, zu Charlottenburg bei Berlin einer Lungenentzündung. Er erreichte ein Alter von



Graf Ferdinand v. Zeppelin.

79 Jahren. Mit 70 Jahren war er als der Erbauer des ersten lenkbaren Ballons berühmt geworden, nachdem er sein ganzes Vermögen von \$750,000 und eine glänzende Laufbahn als Kavallerie-Offizier geopfert hatte. Kaiser Wilhelm nannte ihn einmal den größten Deutschen des 20. Jahrhunderts und verlieh ihm den Schwarzen Adlerorden. Seinen ersten Aufstieg in die Luft hatte der kühne Flieger in den Vereinigten Staaten im Jahre 1863 mit einem Fesselballon unternommen, als er sich als militärischer Beobachter bei den Truppen des Generals Karl Schurz befand. Graf Zeppelin wurde 1888 zu Konstanz in Baden geboren; für die militärische Laufbahn erzogen, kämpfte er als Offizier im deutsch-österreichischen und im deutsch-französischen Kriege, er soll der erste deutsche Soldat gewesen sein, der 1870 die französische Grenze überschritt. Drei Jahrzehnte diente er in der Kavallerie und brachte es bis zum Range eines Generals. Dann widmete er sich ganz der Luftschiffahrt, die er als sein Lebenswerk betrachtete. Wiederholt kam er in äußerster Lebensgefahr, und als nacheinander mehrere seiner Luftschiffe verbrannten, wurde er zur Zielscheibe des

Spottes. Er ließ sich nicht entmutigen: als er 1908 mit seinem fünften Luftschiffe einen Weltrekord erzielte, indem er 37 Stunden in der Luft verweilte und 900 Meilen zurücklegte, jubelte ganz Deutschland ihm als dem Eroberer der Luft zu. Zeppelin hätte jedoch nie seine Idee in so großartigem Maßstabe ausbauen können, wenn ihm das deutsche Volk nicht mit der Spende von 6,000,000 Mark zu Hilfe gekommen und der Kaiser ihm nicht wiederholt aus Geldverlegenheiten persönlich geholfen hätte. Heute besitzt Deutschland eine große Zeppelin-Luftflotte, die in diesem Kriege schon manchen kühnen Streifzug ausführte. Aber soll uns nicht das wahre Wesen Zeppelins unvergänglich bleiben? Als er jüngst zu Stuttgart von einer aus ganz Deutschland zusammengekommenen Versammlung geehrt und in überschwinglichen Worten als der größte Erfinder, als der größte Mann des 20. Jahrhunderts von der begeisterten Menge gefeiert wurde, hielt der Graf eine kurze Ansprache, die wörtlich also lautete: „Meine Herren! Das, was von Ihnen gesagt ist, hat in mir das Bewußtsein wachgerufen, wie sehr ich hinter dem zurückstehe, was man von mir hält. Aber auch das, was ich habe sein und leisten können, war eine reine Gnade Gottes!“ Diese Worte ergriffen die ganze Versammlung mächtiger als alles andere, was sie gehört hatte.

China bricht mit Deutschland.

Die Alliierten suchten nun auch in China eine Stärkung ihrer wackelnden Macht, und das volkreiche „Reich der Mitte“ hat sich „ausschließlich aus Gründen erhabenster Menschlichkeit“ bewegen lassen, die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abzubauen und seinen Feinden beizutreten, die alle Enden der Erde in Bewegung setzen, um die Deutschen niederzuringen. Es muß die stolzen Engländer und Franzosen aber doch hart angekommen sein, die Peking Regierung um Beistand anzufragen: ihre Vertreter lagen auf den Knieen vor dem Präsidenten der chinesischen Republik und erklärten, die Alliierten seien sogar bereit, den Vornamen von ehemals zu vergeben und die damals erhaltene Kriegsschuld an China zurückzubehalten. Es gehört etwas anderes als gesunder Verstand dazu, unter solchen Umständen für das Vorgehen Chinas Gründe der Ethik und Moral zu finden. Wenn das nicht „Krieg auf Westlung“ ist, hat es noch nie einen gegeben. Denn die Chinesen können an einer Niederlage Deutschlands nicht mehr Interesse haben als die Senegalneger, dagegen sollte ihnen recht viel daran liegen, die Franzosen und Engländer aus Asien, besonders aus chinesischen Gebieten, hinauszuerwerfen, wenn sie „aus Gründen erhabenster Menschlichkeit“ nun doch einmal in den Krieg wollen. Allen Neutralen aber müssen die Umtriebe der Alliierten, nun auch noch das Vierhundertmillionenvolk in den Krieg zu zerren, mehr und mehr die Augen öffnen. Da die Chinesen bekanntlich schlechte Soldaten sind, hat Deutschland von ihnen nicht viel zu fürchten; wenn sie sich aber wirklich auf den europäischen Kriegsschauplatz schleppen lassen, so wird ihre Fahrt um die halbe Welt nicht nur den Säckel der Alliierten noch extra stark angreifen, sondern die Alliierten legen damit zugleich auch ein unzweideutiges Geständnis der Schwäche ab: die halbe Welt steht unter Waffen gegen die Mittelmächte, und noch immer ist frischer Nachschub nötig!

Carranza als Präsident Mexikos gewählt.

Venustiano Carranza ist seit dem 11. März verfassungsmäßig erwählter Präsident von Mexiko. Es wurden mehr Stimmen abgegeben als je zuvor bei einer Wahl in der Geschichte der Republik, und die Wähler konnten irgendeinen Namen, den sie wollten, auf den Stimmzettel schreiben, aber trotzdem erhielt Carranza alle Stimmen mit nur ganz wenigen Ausnahmen. Seit dem Tode Maderos hat das schwer heimgesuchte Land jetzt zum erstenmal wieder einen rechtmäßig und friedlich erwählten Präsidenten. Wohl war die neue Verfassung von Carranzas eigener Partei aufgesetzt worden, wohl war die Wahl selbst nur auf diejenigen Gegenden des Landes beschränkt, wo der Krieg nicht herrscht — doch das sind die größten Gebiete —, aber weil es eine durchaus freie, unbeeinflusste Wahl war, so steht es fest, daß Carranza dadurch den beiden Gegnern, Villa und Zapata, gegenüber einen bedeutenden Vorteil gewonnen hat. Die Wahl hat gezeigt: das mexikanische Volk ersehnt den Frieden und erblickt in Carranza den fähigsten und kräftigsten Mann, dem Wirrwarr der Bandenkämpfe ein Ende zu machen. Die Wahl hat aber auch bewiesen, welch ein schlauer Führer dieser Mann ist. Jetzt ist sein eigentümliches Auftreten gegen Washing-

on Kar. Und indem er sich neuerdings die Hilfe der Japaner zum Bau von Munitionswerkstätten im eigenen Lande sicherte, hat er unserer Regierung die Lust verleidet, mit mehr als bloßem Grenzschutz sich zu befassen. Wenn es ihm gelingt, in seinem Lande die Ruhe wieder herzustellen, wird das freundschaftliche Verhältnis der beiden Nachbarländer von ehedem wohl bald wieder ins alte Geleise kommen.

Der große Eisenbahnstreik abgewandt.

Als im verfloffenen Jahre die Eisenbahner in den Tagen des regsten Frachtverkehrs Achtstundendienst forderten und zu streiken drohten, brachte der Präsident den gefügigen Kongreß zur Annahme des Adamson-Gesetzes. Das gewährte ihnen, aber sonst keinen Arbeitern des Landes, vom 1. Januar 1917 an achtstündige Arbeitszeit bei zehnstündigem Lohne. Aus Dankbarkeit gaben die 400,000 Bruderschaftler Herrn Wilson ihre Stimmen in der Präsidentenwahl. Doch die Bahnen brachten die Sache vor Gericht; ein Bundeskreisrichter entschied in ihrem Sinne, und darauf lag die Streitsache seit Monaten vor dem Obergericht. Da wollten die Eisenbahner nun nicht länger sich hinhalten lassen, sie kündigten, weil das Obergericht mit seinem Endurteil zögerte, auf den 17. März abermals ihren großen Ausstand an. „Dies Land“, erklärte W. G. Lee von der „Brotherhood of Trainmen“, „steht vor der Kriegsgefahr; wenn Amerika in den Krieg geht, so wissen unsere Leute, daß sie als patriotische Bürger auf ihrem Posten verharren müssen“, und das hatten sie der Regierung auch bereits versprochen. „Sie wissen aber auch, daß, wenn der Krieg kommt, es Jahre dauern mag, ehe wir den Achtstundentag erhalten. Darum wollen wir uns den Achtstundentag sichern, ehe wir in den Krieg gehen.“ Schon stockte am Abend des 17. vielerwärts der Verkehr, da ließen sich die Führer der Eisenbahner auf infändiges Bitten der Regierung und ihrer Organe herbei, einen 48stündigen Aufschub zu bewilligen. In dieser Gnadenfrist wurde Tag und Nacht mit ihnen verhandelt. Endlich gestanden ihnen die Bahngesellschaften alle Forderungen zu. Um freie Hand „in der bevorstehenden Krise“ zu erlangen, hatten Präsident Wilson und die Regierung ihr Neuestes aufgeboten, den inneren Landesfrieden, es koste, was es wolle, zu sichern. Die Zeit wird lehren, ob damit nicht das kleinere Übel gegen das größere eingetauscht wurde. Nicht ohne Ironie aber war die flugs entstandene Papiernot mancher Kriegsheftblätter, die beträchtlich verkleinert in die Welt schauten und an Anzeigen fühlbare Einbußen erlitten. Ob sie — similia similibus — zur Vorbedeutung für England wurden? Gleich am 19. März fiel dann auch das Bundesobergericht mit 5 gegen 4 Stimmen hinterdrein den Entscheid, daß das Adamson-Gesetz konstitutionell sei. Damit ist das Urteil des Untergerichts umgestoßen und einer Klagegesetzgebung Tür und Tor geöffnet, wenn nicht der neue Kongreß das ganze Gesetz widerruft. Dankbar darf das Volk immerhin darauf zurückblicken, daß die Zuchttrute des Streiks abgewandt ist, die ja das ganze Volk weit mehr als die Bahnen selbst getroffen haben würde; man hat auch sehen dürfen, wie leicht es dem Allmächtigen ist, der Kriegsgefahr, wenn er will, ein Hindernis in den Weg zu stellen; aber was wird nun der drohende Krieg, dessen Abwendung die Geldmacht und die Gehypothek ja durchaus nicht haben wollen, dem Lande noch bescheren?

Die Konstitution ist kein „Fetzen Papier“!

Amerikaner und amerikanische Schiffe, amerikanisches Leben und Eigentum sollten gegen jeden Angriff, ob von Deutschland oder England oder sonstwoher kommend, geschützt werden. Warum werden die von Soldaten Carranzas und Villas an Amerikanern begangenen Morde nicht geahndet? England hat längst eine Blockade und Sperre über die Nordsee verhängt — warum bleiben da amerikanische Schiffe und Amerikaner fort? England hat das Völkerrecht nicht nur zuerst verletzt, nicht nur hernach ganz aufgehoben, sondern hat gerade die amerikanische Schifffahrt geschädigt, Seeraub und sogar Postraub verübt, — aber da wird kein amerikanisches Handelsschiff bewaffnet. Die Verstärkung der Handelsschiffe war überhaupt anfangs von Staatssekretär Lansing ausdrücklich für unzulässig erklärt worden. Jetzt aber sollen amerikanische Handelsschiffe gegen die deutschen Tauchboote, die, nach Abweisung und Verhöhnung aller Friedensangebote Deutschlands, um England her eine Kriegssperre durchzuführen, bestückt werden. „Kein Zweifel“, sagte Präsident Wil-

son dem Kongreß, „ich besitze bereits diese Autorität ohne besondere Ermächtigung des Gesetzes, durch die einfache Rechtsfolgerung meiner verfassungsmäßigen Pflichten und Vollmachten“ (No doubt I already possess that authority without special warrant of law, by the plain implication of my constitutional duties and powers). Bald hernach fand unsere Regierung aber selber das Gesetz von 1818 auf („Piratengesetz“), das ausdrücklich die Bewaffnung von Handelsschiffen untersagt. Dennoch sollen jetzt gegen die deutschen Tauchboote bewaffnete amerikanische Handelsschiffe in die Sperrzone hineinfahren! Mit eigenem Munde tadelte der Präsident in scharfen Worten die braven Bundesjuristen, die den Mut ihrer Ueberzeugung hatten, daß die Landesverfassung ihm jene Vollmacht nicht gebe, und mit Versehrtheit schmähte die englische Presse des Landes sie in empörendster Weise und nannte sie „Verräter“. Was sagt denn die Konstitution? Glaubt Herr Wilson wirklich, daß sie ihm „impliziert“ jene Vollmacht verleiht? Die Machtbefugnisse, welche die Konstitution dem Präsidenten erteilt, sind ganz und gar nicht impliziert und durch Schlußfolgerung erlangte, sondern ausdrücklich, klar angegebene, ja, sehr begrenzte. Die Väter haben zweifelsfrei vorgebaut: sie wollten keine Diktatur! Und die Konstitution ist auch heute kein „Fetzen Papier“! Sie erteilt ausdrücklich dem Präsidenten diese Vollmachten: er ist kraft seines Amtes Oberbefehlshaber der Armee und Flotte; er hat Befugnis, Verträge zu schließen, mit Zustimmung von zwei Dritteln des Senats; er hat Macht, Botschafter, Gesandte und andere namhaft gemachte Beamte der Vereinigten Staaten zu ernennen, mit Beirat und Zustimmung des Senats; er ist gehalten, dem Kongreß von Zeit zu Zeit Auskunft zu geben über die Zustände der Union und kann Empfehlungen unterbreiten, und er soll darauf sehen, daß die vom Kongreß erlassenen Gesetze vollstreckt werden. Und das sind die einzigen Vollmachten, die der Präsident laut Konstitution besitzt. Liegt darin eine Rechtsfolgerung, daß er Handelsschiffe bewaffnen und sie schießen lassen darf? Ebenso klar und unzweideutig definiert die Konstitution die Vollmachten des Kongresses. Sie erteilt ihm u. a. diese Befugnisse, und zwar ihm allein: Heer und Flotte auszurüsten und zu kontrollieren (to control); zu erklären, was Piratentum und Vergehen gegen das Völkerrecht sind auf hoher See und was nicht; Handelsschiffe zu gestatten, sich defensiv und offensiv gegen Schiffe anderer Mächte im Kriegsfall zu wehren; Krieg zu erklären. Ist es da nicht so klar wie das Sonnenlicht, daß der Präsident, wenn er Handelsschiffe mit Flottengeschützen ausrüstet, sie mit Flottentankern ausstattet und ihnen befiehlt, auf Submarine zu schießen, drei Vollmachten sich selber zulegt, die von der Konstitution dem Kongreß allein zugewiesen sind? Wenn nun jene 13 Bundesjuristen und jene 13 Repräsentanten diese Vollmachten dem Präsidenten nicht übergeben, sondern behalten wollten, handelten sie da nicht vollständig im Einklang mit der Landesverfassung? Wahrlich, sie machten sich keiner unamerikanischen Handlung schuldig! Sie taten vielmehr ihre Pflicht, sie haben, mit einem Worte, bewiesen, daß unsere Konstitution kein „Fetzen Papier“ ist, und des Volkes Kleinod gerettet. „Der Kongreß ist in den letzten drei Jahren nichts anderes gewesen als ein Gummistempel in der Hand der Exekutive“, sagt Senator La Follette, und noch nie in seiner Geschichte ist das Land einer Diktatur so nahe gewesen wie in der Gegenwart. „Der Präsident“, sagt Senator Works treffend in einer Bekanntmachung, mit der er seinen Amtstermin beschließt, „hat ebensowenig ein Recht, einen Wechsel in den Regeln des Senats anzuordnen, wie Änderungen in den Satzungen des Korans vorzunehmen. Der Senat war kleinmütig und feige genug, seine Unabhängigkeit aufzugeben, denn solche Handlung ist nur ein weiterer Schritt zur Zentralisierung der Regierung, einer gegenwärtig gefährlichen Zeitströmung. Niemals in der Geschichte dieses Landes hat der Präsident so vollständig und herausfordernd die gesetzgeberische Macht der Regierung usurpiert und dem Kongreß seinen Lauf vorgeschrieben, und niemals hat ein Kongreß sich so servil und ergeben gegen eine außerhalb seiner selbst stehende Macht erwiesen wie jetzt. Niemals vorher sind wir einer despotischen Regierung durch einen Diktator so nahe gekommen als während der letzten vier Jahre. Wir fehlen die Worte, um meinem Abscheu vor diesem diktatorischen und despotischen Kurs der Exekutive Ausdruck zu verleihen und meine Furcht und Besorgnis vor den Folgen für die Zukunft unseres Landes auszusprechen.“ Volk Amerikas, wahre deine Konstitution, — sie ist nicht ein „Fetzen Papier“, sie ist deine Flagge!



Beim Abholen von Proviant aus einem Magazin in Lotwitsch, Polen.

Deutsche Heeresverpflegung und Volksernährung.

Mit Ostern zieht der Frühling in die Lande! Da gibt es bald wieder frisches Grün und Gartengemüse: der Tisch hat wieder reichlicher. Wie sehnen sich darnach in diesem dritten Kriegsjahre alle Völker Europas, denen der große Kampf Leiden und Entbehrungen ohne Zahl gebracht, wie sehnt sich darnach auch das amerikanische Volk, das jetzt eifriger als jemals Gartenarbeiten plant und dem eine selbstverschuldete Teuerung den Brotkorb bedenklich hoch gehängt!

Aber der große Krieg ist für die Völker auch ein guter, höchst notwendiger Zucht- und Lehrmeister in der Ernährungsfrage, sowohl was die Heeres- als auch besonders was die Volksernährung und das Haushalten mit den vorhandenen Lebensmittelvorräten betrifft, geworden. Noch lange werden die Ökonomen und Volkswirtschaftsbeflissenen aller Länder und die Völker selber namentlich die gründlichen Systeme zu studieren haben, die Deutschland für sein Heer wie für sein Volk zu so bewunderungswürdiger Vollenbung ausgebaut hat.

England, das mächtigste Weltreich aller Zeiten, dessen Arme den Erdbreis umspannen, gleichwohl dem militärisch überlegenen Deutschland gegenüber machtlos trotz des Aufgebotes weit zahlreicherer Heerscharen aus aller Welt Enden und der äußersten, bis zur Volkser schöpfung gehenden Kraft seiner beiden Alliierten Rußland und Frankreich, — England, das geldreichste Land der Erde, anfangs mit seinen Silberfugeln so frevelhaft großsprecherisch, — England, das seine Kultur und Zivilisation als mustergültig pries und die Deutschen nicht genug „Sunnen“ und „Barbaren“ schimpfen konnte, England suchte mit Aufbietung aller Mittel und Abdämmung aller Verkehrswege einen infamen Plan auszuführen, um siegreich aus dem großen Ringen hervorzugehen, und schämte sich nicht, vor aller Welt ihn prahlend darzulegen: die Auszehrung des gesamten deutschen Volkes. Der schändliche Plan scheiterte, und

zwar so gründlich, daß England selber in die gegrabene Grube stürzt. Der Krieg lehrt, d. h. Gott, der Herr der Völker, lehrt in diesem erschrecklichen Kriege der gesamten Erde: daß kein Baum in den Himmel wächst, daß er, der Speise gibt allem Volke, des Hungernden, der ihn anruft, sich annimmt, und daß er an dem Frebler, der gewissenlos und wider seine Weltordnung den Unschuldbigen, Witwen und Waisen, Frauen und Kindern, Greisen und Hilflosen, das Brot nehmen will, es bewahrt: „Mit dem Maß, mit dem ihr messet, soll euch wieder gemessen werden.“

Nicht minder ist das alte, seit Jahrhunderten gangbare Wort: „Der Krieg ernährt den Krieg!“ in diesem Weltkampfe zu schanden geworden. Ganz schrecklich würde es zur Wahrheit geworden sein, wenn das erste Plänchen der Alliierten zur Durchführung gelangt wäre: zu Weihnachten 1914 in Berlin zu sein! Wie würden sich Russen, Franzosen, Engländer samt den „armen“ Belgiern, Kongo- und Senegalnegern, Turko- und Kosaken zivilisatorisch in Deutschland gütlich getan haben!

Da war es denn zunächst das deutsche Heer, das mit seinem musterhaft geordneten Verpflegungswesen den Kriegführenden und allen Völkern einen höchst wertvollen Anschauungsunterricht zu erteilen hatte. Wohl hat auch das deutsche Heer auf seinen Siegeszügen durch Belgien und Nordfrankreich und später durch Rumänien reiche Beute gemacht, wohl hat es im Bewegungskriege — während es in Rußland, Polen und Serbien

allerdings so gut wie nichts vorfand — in den genannten Ländern, wenn die Proviantnachschübe und Etappen nicht schnell genug den rasch vorbringenden Kolonnen folgen konnten, Verpflegungsmittel gegen Barbezahlung oder Empfangsbefcheinigung beigetrieben, aber immer war dann doch ein Vorratsnachschub nach wenigen Tagen zur Stelle und konnte bei der erhöhten körperlichen Leistung als Zulage ausgegeben werden. Man erinnert sich, daß



Fahrbare Feldküche der deutschen Armee.



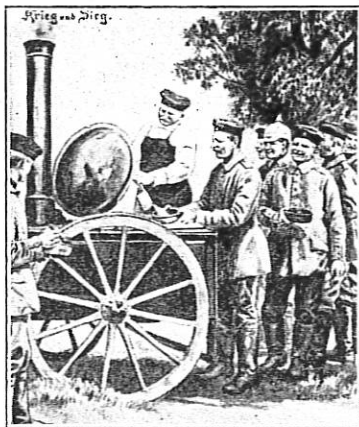
Ein Etappen-Magazin in einer Kirche in Rußland.

im Balkankriege die zähe Widerstandskraft der Türken schließlich zusammenbrach, weil in entscheidenden Momenten die Verpflegung versagte. Man hat es in diesem Kriege hundertfach erlebt, daß sich französische, sonderlich aber russische Soldaten ergaben, ja sogar nächtlicherweise überliefen, weil sie der Hunger plagte, oder weil sie wenigstens statt des warmen Essens tagelang nur mit Brot und Schnaps versorgt werden konnten. Ein hungernder Soldat ist eben nicht leistungs- und widerstandsfähig in dem Maße, wie es der heutige Krieg erfordert.

Die bloße Frage: „Wie sorgt der deutsche Staat für seine Heere?“ muß von jedem Teilnehmer dieses Feldzuges mit einem „Ausgezeichnet!“ beantwortet werden. Die Fürsorge war durchweg, ist aber besonders in den letzten Zeiten des Stellungskrieges eine so wunderbare, daß sich Freund wie Feind nur immer fragen: „Woher das alles?“ Freilich haben die Tage des Aufmarsches und des unaufhörlichen Nachschubens oft genug Anforderungen an den Magen gestellt, es war aber immer zum Ertragen, wirklich gehungert hat keiner; stets regelte, sobald die Verhältnisse es nur erlaubten, der Vorratsschub eine gleichmäßige Verpflegung wie am Schnürchen, ja, es wurde damit besser und besser und so vorzüglich, wie es sich niemand je hätte träumen lassen. Seit dem Kriege von 1870/71 ist der Verpflegungsapparat allerdings weit schwieriger. Nicht nur die Zahl der Mannschaften, die vielen und entlegeneren Fronten sprechen heute mit, auch die Anforderungen des einzelnen Soldaten sind gestiegen. Nicht mehr mit Erbswurst, mit Brot- und Erbsensuppe, mit abgekochtem Hammelfleisch ist dem Soldaten gedient, heute, wo die Stellung der Mannschaften von Riga bis hinab an die Donau, von der Schweizer Grenze bis

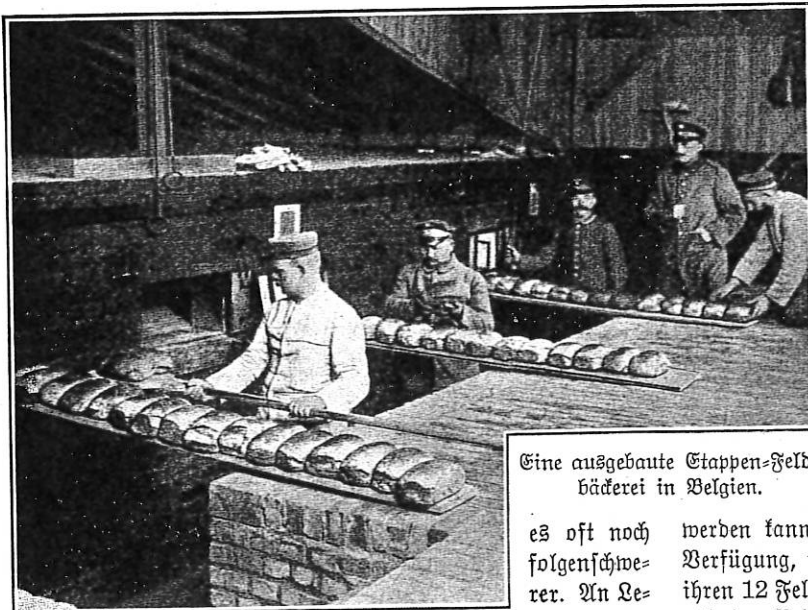
zur Küste reicht, sind überall leistungsfähige Feldküchen unter Deckung bis nahe an die Schützengräben herangezogen. Industrie und Landwirtschaft haben heute — damals waren sie noch nicht dazu imstande — allerlei Bodenerzeugnisse, Fleisch und Feldfrüchte, Gemüse und Konserven in feldbrauchbarer Vorbereitung und Verpackung in großen Mengen zu liefern. Und wie hat es Deutschland verstanden, durch künstliche Düngemittel dem Boden eine Nährkraft zu verleihen, wie man sie früher gar nicht ahnte! Der staatlichen Ueberwachung und der wissenschaftlichen Beratung verdankt Deutschland geradezu riesige Erträge. Acker- und Gartenbau wird aber nicht nur zu Hause für die Soldaten im Felde durch Frauen, Kinder und Gefangene so emsig wie sonst weitergepflegt, sondern auch das Feldheer selbst ackert hinter der Front und bebaut jede Landparzelle. Seit dem Frühjahr 1915 liefert ihm der fremde Boden viel frischen Salat, Gemüse aller Art, Kartoffeln und Feldfrüchte. Die Heeresverwaltung sorgt eigens durch Abgabe von Samen mit für die Ernährung der Mannschaften vor.

Die hauptsächlichliche Versorgung des deutschen Heeres fällt indes heute dem Etappenwesen zu. Die Zeiten, da eine Armee sich auf dem Operationsgebiete ernähren konnte und da der Kriegsschauplatz alles hergeben mußte, was für Mann und Pferd gebraucht wird, sind endgültig vorüber. Die heutigen Massenhäere sind vorwiegend auf den Nachschub aus der Heimat angewiesen. Aber wie muß die moderne Strategie mit ihren zahllosen Umgruppierungen, wo Heere von vier und fünf Armeekorps heute in Flandern stehen und morgen nach Galizien oder Rumänien geworfen werden, rechnen und alles exakt bedenken und leiten, um mit der Ernährungsfrage im reinen zu bleiben! Mit der Munitionslieferung steht



An der Gulaschkanone.

Her mit den dicken Bohnen
Und auch den Speck nicht schonen,
Geliebter Feldkoch, fülle tapfer ein!
Es würde ohne — Gulaschkanone
Der ganze Feldzug nicht zu machen sein.
Was kocht man uns wohl morgen?
Das macht mir keine Sorgen,
Soll'n's dicke oder blaue Bohnen sein.
Ich bin's zufrieden, wie's Gott beschieden,
Auf jeden Fall! Ich haue feste ein!



Eine ausgebaute Etappen-Feldbäckerei in Belgien.

es oft noch folgenschwerer. An Lebensmitteln,

Futtermitteln und Munition kann der einzelne Soldat ja nur für wenige Tage Vorrat mitführen, aber während sich doch der Bedarf für die Verpflegung genau vorausberechnen läßt — an Lebensmitteln verbraucht das Regiment, das Korps, die Armee Tag für Tag das gleiche Quantum —, ist hingegen der Munitionsbedarf oft lange Zeit verschwindend klein, um dann plötzlich in tagelangen Kämpfen außerordentlich anzuschwellen. Auch die Verluste an Mannschaften sind aus den heimatischen Ersatzformationen zu ergänzen, während andererseits Verwundete, Kranke und Gefangene, Beutestücke und reparaturbedürftige Geschütze und Wagen sowie tausend andere Dinge von der Armee nach rückwärts abgeschoben werden müssen. Für all diese Zwecke dienen die rückwärtigen Verbindungen der Armee, die in der Hauptsache durch die Eisenbahnen oder Feldbahnen und nur, wo diese fehlen, durch Landstraßen oder Wasserstraßen gebildet werden. Das ganze hinter der Armee liegende Gebiet, das diese Verbindungen aufnimmt, heißt das Etappengebiet.

Gleichwie das Herz im menschlichen Körper durch die Arterien allen Gliedern neues, frisches Blut zuführt, um den Körper frisch und lebensfähig zu erhalten, während die verbrauchten Blutkörper in den Venen zum Herzen zurückfließen, um dort verarbeitet und erneut verwendet zu werden, so führt die Etappe der Armee dauernd neue Kräfte zu und leitet verbrauchte und überschüssige zurück. Wie der Mensch ohne die Tätigkeit des Herzens nicht weiterzuleben vermag, müßte eine Armee in dem Moment versagen, wo ihre Etappe den Betrieb einstellt, z. B. weil sie der Feind an irgendeiner Stelle unterbrochen hat. Hierin liegt die ungeheure Wichtigkeit der Etappen, deren sorgfältige Sicherung daher leicht verständlich ist.

Die Etappen stellen also die stete Verbindung zwischen der Heimat und dem Kriegsschauplatz her. Jede Etappenlinie hat eine Sammelstelle, d. i. einen Eisenbahnknotenpunkt in der Heimat, und, am andern Ende, einen Ablieferungsort. An den Sammelstellen wird alles gesammelt, was für die Armee bestimmt ist, also nicht nur die Ausrüstung, die Munition und die Lebensmittel, die dienstlich geliefert werden, sondern auch die Liebesgaben und Postsendungen. In gleicher Weise wird alles von der Truppe Zurückkommende hier auf die Korpsbezirke verteilt: Kranke, Verwundete, Gefangene, Kriegsbeute und zerstörtes Material. Der Ablieferungsort (Etappen-Hauptort) muß dagegen immer möglichst nahe hinter der Ar-

mee folgen und muß auch stets gut versorgt sein. Der Etappen-Inspekteur muß Vorkehrungen treffen, daß auch ohne Bahnlinie beim Vorrücken des Heeres der Nachschub gewährleistet bleibt, mag er nun dazu Landstraßen oder Wasserwege, Feldbahnen, Selbstfahrer- oder Fuhrparkkolonnen benutzen müssen. Hauptsache bleibt, daß die Armee täglich erhält, was sie braucht, vor allem gute Nahrung. Auch das Anlegen von Magazinen hier und dort, die er immer wieder füllen läßt, ist Aufgabe des Inspektors, ebenso die Anlage von Feldbäckereien; denn die Brotversorgung der Truppe ist ziemlich die wichtigste Ernährungsfrage im Kriege, die um so sorgfamer zu beachten ist, als Brot nur 9 bis 10 Tage alt werden darf, andererseits aber auch erst 6 bis 24 Stunden nach dem Backen perpaßt werden kann. Stehen der Etappe Feldbäckerei-Kolonnen zur Verfügung, so ist diese Frage leicht gelöst, da jede Kolonne in ihren 12 Feldbäcköfen alle 24 Stunden 23,000 Portionen Brot, also den Bedarf einer Division, herstellt.

Zur Durchführung all dieser Aufgaben gehören gewandte Offiziere, daheim und an der Front, und eine beträchtliche Anzahl Truppen sowie in der Heimat viele emsige Hände. Voll staunender Bewunderung hat die Welt in diesem Kriege wiederholt die gewaltigsten Verschiebungen ganzer Armeen von Osten nach Westen, von Norden nach Süden verfolgt und hat das Meisterstück deutscher Kriegskunst, insonderheit aber die dabei ausschlaggebende Heeresverpflegung gar nicht genugsam bewundern können.

Ist aber die deutsche Heeresverpflegung ein Meisterstück, so ist die Volksversorgung in Deutschland während dieses Krieges keine geringere Leistung. Ein wohlbedachtes Spar- und Vorratsregelungs-System hat vor dem schlimmsten Uebel bewahrt, und die Welt weiß es heute, daß es den erbitterten Feinden niemals gelingen wird, Deutschland auszuhungern.

Aber wenn auch die Ausstreunungen der Feinde, Deutschland nage am Hungertuche, lächerliche Fabeln sind, die nur ein zufriedenes Lächeln entlocken, wenn auch die Gefahr, daß Deutschland zu einem Hungerfrieden gezwungen werden könne, dank der weisen Fürsorge der deutschen Regierung als ausgeschlossen gelten darf, so hat doch der Krieg, dieser große Umwerter aller Werte, dem ganzen deutschen Volke eine einschneidende Reform seiner Ernährung gebracht. Längst hatte zwar der deutsche Staat — wie ja auch Amerika und viele Länder — gar manchen Zweig des Gesundheitswesens gesetzgeberisch behandelt, er hat sogar längst Vorschriften in betreff Verfälschung von Nahrungsmitteln gegeben, aber — ins Essen, in den Speisetisch, in die Dinge, die auf den Tisch kommen, hat er erst jetzt eingegriffen. Man muß schon zur altjüdischen Speisegesetzgebung mit ihren ins einzelne gehenden Vorschriften zurückgreifen, um ein ähnliches Beispiel zu der staatlichen deutschen Kriegsküche von heute aufzufinden.

Eine staatliche Lebensmittelkontrolle gab es wiederholt schon in alter Zeit. Die Deutschen haben ihren Lebensmittel-Direktor, Herrn v. Batocki, die Briten ihren "Food Controller", und in allen kriegführenden und nicht wenigen neutralen Ländern sehen sich die Behörden genötigt, die strengsten Maßregeln zu ergreifen, um die Vergeudung von Nahrungsmitteln zu verhindern oder den noch weit gefährlicheren Wucher damit unmöglich zu machen. Dies alles ist schon längst früher dagewesen. So berichtet z. B. der Franzose Julien Luchaire in

seinem Buche „Les Démocraties italiennes“: „Unter den volkstümlichen Gesetzen hatten in diesen Zeiten entschlicher periodischer Hungersnöte diejenigen besondere Wichtigkeit, welche die öffentliche Ernährung regelten. In Florenz wurde die Institution der ‚Getreidebeamten‘ direkt nach der Revolution des Jahres 1282 geschaffen. Es war eine Kollektivmagistratur von sechs Personen, denen ein Notar und sechs Sekretäre zur Seite standen. Sie kauften das Getreide auf Kosten der Gemeinde, bewahrten es in besonderen Magazinen auf, verkauften es natürlich zum niedersten Preise, wenn sich das Bedürfnis geltend machte. Allem Anschein nach waren sie mit einer starken Autorität bekleidet. Sie konnten Delegationen, sogar wirkliche Gesandtschaften in die Getreide erzeugenden Länder schicken; sie konnten Verordnungen erlassen und Strafen verhängen. Für die Durchführung ihrer Mission war in der Tat eine Art Polizei notwendig, die nicht ohne politische Bedeutung blieb.“ So erzählt gleichfalls der britische Geschichtsschreiber J. N. Froude in seinem Werke „The Reign of Henry VIII.“ von einem Parlamentserlaß Eduards III. aus dem Jahre 1336, in dem es heißt: „Es hat unser Herr und König, dem das allgemeine Wohl sowohl der Großen als der gewöhnlichen Leute dieses Reiches am Herzen liegt, in Anbetracht der vorhin erwähnten Uebel, Klagen und Mißstände, mit Zustimmung der Prälaten, Grafen, Barone und anderer Adligen und der Gemeinen des Reiches, beschlossen und verfügt, daß niemand, welchem Stande er auch immer angehöre, sich bei seinen Mahlzeiten, in seinem eigenen Hause oder sonstwo, mehr als zwei Gänge aufstischen lasse, und zwar soll jede Schüssel höchstens aus zwei Arten Speisen bestehen, Fleisch oder Fisch, mit den landesüblichen Suppen, ohne Brühe oder andere Sorten von Fleischgerichten.“ Froude berichtet sodann, wie unter Heinrich VIII. strenge Gesetze und Verordnungen den Nahrungsmittelverbrauch besonders sorgfältig regelten und den Preis aufs genaueste bestimmten. Und wer denkt hier nicht gleich an Josephs Kornhäuser im uralten Aegypten? Andere Beispiele aus verschiedenen Ländern und Zeiten ließen sich noch anführen; die Großartigkeit und den Umfang der Nahrungsmittelkontrolle, die während dieses Krieges im ganzen Deutschen Reiche ausgeübt wird, haben sie jedoch nicht.

Aber heute streckt die deutsche Nahrungsmittelkontrolle ihre Hand nicht nur in die Vorratsräume, sondern auch auf die Tische aus. Und das hat Gutes im Gefolge! Sie hat zunächst ja durch sorgfältigstes Haushalten Deutschland vor dem Hun-



Ein Etappen-Probiantmagazin.

ger bewahrt; sie hat aber auch die Hausfrauen besser (noch besser) kochen gelehrt, und sie hat den Gesundheitszustand des Volkes ganz entschieden gehoben.

Vergeblich möchte man längst darauf hinweisen, daß vor hundert Jahren viel weniger Fleisch gegessen wurde als heute und daß das Geschlecht von damals kräftiger und gesunder gewesen sei, vergänglich mochten Aerzte, Physiologen und Hygieniker es mit erklärenden chemischen Tabellen versuchen, die Völker mehr zur vegetabilen Kost zu bewegen, es wäre auch in Deutschland nicht durchgesetzt, wenn nicht der harte Zwang der Verhältnisse und die staatliche Gesetzgebung jetzt im großen Kriege regelnd eingegriffen hätten. Deutschland ist von der eiweißreichen vorwiegenden Fleischkost, der es sich nach und nach mit zunehmendem Wohlstande, immerhin später als andere Völker, ergeben hatte, zurückgekehrt zu der mehr vegetabilen Kost, und das Ergebnis ist ein auffallend guter Gesundheitszustand in allen Volksschichten. Die Nachteile des zu reichlichen Fleisch-, Eier- und Buttergenusses sind den Laien wie den Ärzten längst wohlbekannt; die sogenannten Konstitutionskrankheiten (Fettsucht, Gicht, Nervosität, Uebernervenkung, Darmträgheit u. s. w.) stehen damit in inniger Beziehung. Es ist jetzt zweifellos erwiesen, daß eine eiweißärmere und zellstoffreichere Nahrung (Schwarzbrot, Kartoffeln, Gemüse und Obst) imstande ist, diese Gesundheitschädigungen einzudämmen.

Unter den vegetabilischen Nahrungsmitteln nimmt das „Kriegsbrot“ die Aufmerksamkeit für sich in Anspruch. Nach behördlicher Vorschrift müssen die Mehle stärker ausgemahlen werden; sie sind daher gröber, dunkler und zellstoffreicher. Des weiteren ist das Kriegsbrot hergestellt durch den Zusatz von Kartoffeln. Aus grobem Roggenmehl mit mäßigen Zusätzen von Kartoffeln (bis zu 20 Prozent) wird ein Brot gebaden, das in Aussehen, Farbe, Gehalt, Geruch und Geschmack dem besten Brote nicht nachsteht. Es ist nicht als ein notdürftiger, sondern fast als vollwertiger Ersatz des reinen Roggenbrotes anzusehen. Wohl mußten sich die Menschen erst an den Genuß dieses Brotes gewöhnen, sie fanden aber bald, daß es verdaulicher und bekömmlicher ist. Untersuchungen haben dabei ergeben, daß die Kartoffel, wenn gründlich gekocht und möglichst zerkleinert, im Körper einen viel größeren Teil ihres wertvollen Nährstoffes hinterläßt.



Eine Etappen-Sanitätskolonne.



Ein erbeutetes Weinlager in Frankreich.

Dies gilt aber nicht allein für die Kartoffel, sondern für sämtliche Vegetabilien, namentlich Gemüse, sie sind um so beförmlicher und werden um so besser verwertet, je vollkommener und gründlicher sie zerkleinert werden. Dies geschieht durch sorgfältiges Rauern, aber auch durch die Zerkleinerung in der Küche.

Damit kommen wir zu einem Problem, das gerade in der jetzigen Kriegszeit von besonderer Bedeutung ist, nämlich dem Küchenproblem. Viele fachverständige Aerzte waren der Ansicht, daß die Kunst des Kochens sehr heruntergekommen sei, sowohl in den Familien der oberen Schichten wie in den Arbeiterhaushalten; es gab immer weniger Frauen und Köchinnen, die ein Gemüse schmackhaft und nahrhaft zuzubereiten verstanden. Da wurden jetzt umfassende Anweisungen erteilt, und die Folge ist, daß heute in Deutschland besser gekocht wird als je.

Wenn der Krieg es bewirkt, nicht nur in Deutschland, sondern in allen zivilisierten Ländern die Mißstände und Uebertretungen in unserer Ernährung, die eine lange Friedenszeit gezeitigt hat, die in der Hast und Unruhe des Lebens, mehr noch in gesteigertem Luxus ihre Wurzeln fanden, gründlich zu beseitigen und Einfachheit und Anspruchslosigkeit und „echte Hausmannskost“ auf den Tisch zu bringen, dann wird dasjenige Volk, das dem heutigen Deutschland nachahmt, am besten dabei fahren zur Gesundung seiner Bürger und zur Stärkung nationaler Kraft!

w.

Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.

Eine Ostererzählung von J. Jung.

I.

Es war am Tage vor Ostern. Brausende Frühlingsstürme waren durchs Land gezogen und hatten den letzten Schnee hinweggefegt. Der Frühling war gekommen, und die Osterglocken läuteten fröhlich durch die Lande, um die fröhliche, selige Botschaft zu verkündigen: „Christ ist erstanden!“

Leise war der letzte Klang der Osterglocke in Vornhausen verklungen. Der Abend sank ruhig auf die Fluren hernieder, still und schön, wie ein Frühlingsabend nur sein kann.

Erna Waldburg, die Tochter des Kaufmanns Otto Waldburg, geht durch den Garten, der hinter ihrem elterlichen Hause liegt, der nahen Straße zu. Sie beachtet nicht den milden Abendglanz, der auf den Fluren ruht. Das matte Grün der Wiesen umstrahlt milde Abendlicht, und auf der nahen kleinen Bergeshöhe, wo der Friedhof der Stadt liegt, glänzt wunderbar der scheidende Sonnenschein. Will er die Stätte des Todes besonders begrüßen?

Erna Waldburg geht weiter die Straße entlang. Die Jüge des jungen Mädchens sind ernst, fast finster. Ihre Augen blicken auf die Straße, als suchten sie unter den Steinen ein Geheimnis, das die Erde deckt, zu ergründen. Jetzt bleibt sie stehen. Ein Seitenpfad, der über den Wiesengrund nach der nahen Bergeshöhe führt und den sie auf einsamen Spaziergängen so gern wandert, wird heute nicht beachtet. Aber das gesenkte Auge hebt sich und schaut hinüber nach der Höhe, wo der stille Garten der Entschlafenen liegt. Minuten vergehen. Erna lauscht hinüber nach der Höhe. „Droben bringt man sie zu Grabe, die sich freuten in dem Tal.“ Auch heute, in später Nachmittagstunde, hat man einem Erdenpilger nach dort das letzte Geleit gegeben. Und jetzt tönt von der Friedhofshöhe Gesang hernieder. Erna horcht und geht dann einige Schritte weiter, der Höhe zu. Ein leiser Abendwind trägt der einsamen Lauscherin die Töne eines ihr unbekannten Liedes zu. Nach kurzer Pause setzen die Sänger, gut geschulte Männerstimmen, wieder ein. Es klingt hernieder wie Ostergesang:

„Ich weiß, an wen ich glaube, mein Heiland überläßt
Nicht meinen Leib dem Staube, dies weiß und hoff ich fest.
Er wird ihn einst beklären, und wenn der Sünder heßt,
Dann wein' ich Freudenjahren, denn mein Erlöser lebt.“

Erna blickt noch einmal nach der Friedhofshöhe. Der Gesang ist verstummt. Sie geht zurück nach der Straße. Noch klingt's in Ohr und Herz: „Denn mein Erlöser lebt!“

„Nun, Erna, fürchtest Du den stillen Ort, wo sie so sanft ruh'n, die wir lieben und immer lieben werden?“

Die Angeredete blickt erschrocken hinter sich. Und doch ist es

eine ihr bekannte, liebe Stimme. „Mutter, Du? Wo kommst Du her?“

„Ich komme denselben Weg, den Du gegangen bist. Ich rief Dich, aber Du hörtest nicht.“

„Ich hatte so traurige Gedanken, Mutter. Und dann habe ich auf den Grabesang gelauscht. Weißt Du, wer soeben begraben wurde?“

„Gärtner Thelen in der Königsstraße.“

Mutter und Tochter stehen sich gegenüber, und die lieben, treuen Augen der Mutter blicken traurig und fragend in das bleiche, müde Gesicht ihres Kindes. „Meine eben gestellte Frage hast Du noch nicht beantwortet, Erna. Doch ich weiß, wie sehr Du den Ort da droben fürchtest, Du gehst allem, was Dich an das Sterben erinnern und mahnen kann, ängstlich aus dem Wege. Komm, Kind, laß uns durch das stille Wiesental gehen, der Frühlingsabend ist so still und schön. Heute wird uns niemand stören. Wir bleiben ganz allein mit unseren Ostergedanken.“

Erna zögerte. Ostergedanken? Dies Wort hatte in dieser Stunde für sie einen fast fremden, herb klingenden Ton. Eine Unterredung mit der Mutter ist ihr bei der augenblicklichen Stimmung nicht willkommen.

Hat Frau Waldburg die Gedanken ihres Kindes erraten? Ohne ein weiteres Wort zu sagen, geht sie dem Wiesenpfade zu. Erna folgt langsam nach. Wieder klingen die Osterglocken. Als Kind hat sie diesen Klängen so gern gelauscht. Ist sie denn jener seligen Zeit so weit entrückt? Ist sie alt geworden inmitten der Jugendzeit? Durch die Seele des jungen Mädchens geht ein Schmerz, eine heiße Sehnsucht nach einem verlorenen Glück. Jetzt schreitet sie schweigend neben der Mutter her. Wie feierlich klingen doch die Glocken durch die Stille des Tales! Beide gehen weiter bis zu der kleinen, einsamen Eiche im Wiesengrund, wo der Weg sich nach der Hauptstraße wendet. Sie bleiben stehen und blicken zurück auf den Weg, den sie gekommen sind. Auf der Friedhofshöhe, die sie noch deutlich sehen können, ruht ein letzter Abendstrahl.

„Welch ein schöner Anblick, Erna! Sieh doch, wie wunderbar das Abendlicht den Kirchhof umstrahlt, fast verklärt!“

Erna schaut nach der Höhe und nickt der Mutter zu. Ein ruhiger Zug liegt jetzt auf dem jugendlichen Antlitz. Die letzten Töne der Osterglocken gittern noch durch die Abendluft. In den dunklen Mädchenaugen wird es feucht. Erna hat die Hand der Mutter erfaßt. Auge in Auge stehen Mutter und Tochter da. „Mutter, ist das Osterwunder wirklich geschehen?“ Die Frage klingt

wie der Klüßchrei einer gequälten Seele, die nach Gott ruft, nach Erlösung, nach Ruhe und Frieden.

„Ja, mein Kind, es ist geschehen! Die christliche Gemeinde glaubt nicht an einen toten, sondern an einen lebendigen Christus. Was hätte uns denn ein toter Heiland sein können! Mit dem freudigen Bekenntnis: „Der Herr ist wahrhaftig auferstanden!“ gehen seine Zeugen durch die Welt und eröfren ihrem himmlischen Könige ein Land nach dem andern; ja, die Märtyrer gehen für diese Osterwahrheit freudig in den Tod, weil sie die Gewißheit haben: es geht durch Tod zum Leben. Doch was kann ich schlichte, ungelehrte Frau sagen zu einer so gewaltigen Tat Gottes! Mir fehlen die Worte. Man muß erfahren, was der Auferstandene dem gläubigen Herzen sein will und sein kann in diesem Leben und, mein liebes Kind, in der schweren Stunde, da uns am allerbängsten wird um das Herz sein. Erna, woher kommt denn die Todesfurcht? Warum meidet man den stillen Ort, wo unsere Toten ruhen? Es ist Furcht, ob man's eingestehen will oder nicht, Furcht vor Tod und Grab.“

Frau Waldburg schwieg. Und Erna? Ihr ist's, als stände sie in einem dunklen Tale und fern, ganz fern leuchte ihr ein Licht entgegen. Aber das Licht kommt näher heran und umleuchtet endlich die Friedhofshöhe und auch ein ihr wohlbekanntes Grab mit einem weißen Kreuz mit der Inschrift: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.“

Es ist das Grab ihres Bruders. Vor einem Jahre hat man ihn zur letzten Ruhe gebettet droben auf der stillen Friedhofshöhe, kurz vor Ostern. Nur zwei Jahre hat er als Pfarrer in seiner ersten Gemeinde gewirkt. Plötzlich nahm ihn sein Herr zu sich, hinweg von seinem ihm liegenvordenen Arbeitsfelde. Seine Grabinschrift war das Bekenntnis seines Lebens, seiner Amtstätigkeit, und sein hoher, seliger Trost in dem letzten Stündlein. Erna weiß es und denkt auch jetzt daran. Mutter und Tochter gehen langsam nach der Stadt zurück. Beide schwiegen, und hätten sich doch noch vieles sagen mögen. Doch eins war erreicht. Die Entfremdung, die in den letzten Monaten zwischen ihnen unausgesprochen bestanden, war gewichen. Die Mutter hatte das Vertrauen des Kindes wieder gewonnen, das Kind wieder das alte, treue Mutterherz. Das Herz der Mutter hatte zu dem Herzen der Tochter geredet, warm und überzeugend. Erna hatte aus jedem Worte der Mutter die treue, nie versagende Mutterliebe herausgehört, und nicht minder ihre Glaubensüberzeugung, die den Grund gefunden in dem gekreuzigten und auferstandenen Erlöser.

Die Abenddämmerung sank hernieder, als sie die kleine Pforte ihres Gartens erreicht hatten. Abendstille ringsumher.

Erna hatte den Arm der Mutter genommen. „Mutter,“ sagte sie, „ich habe Dir noch manches zu sagen, was ich Dir lange verschwiegen. Erschrick nicht, denn das, was ich Dir heute oder morgen mitteilen werde, betrifft nur mein inneres Leben. Ich habe es Dir nie gesagt, nie sagen können. Du weißt ja, die wissenschaftlichen Vorträge, die letzten Winter hier gehalten wurden, Doktor Webling hat mich veranlaßt, sie zu besuchen. Nach dem Ruhme des Mannes, der sie ankündigte, durften wir Großes erwarten. Aber wie wurden wir enttäuscht! Nur Gottesleugnung, nur irdische Weisheit, nur Natur und wieder Natur, Gesetz und wieder Gesetz — und das alles mit so bitterem Hohn gegen die Andersgefinnten, mit so maßloser Verachtung des Glaubens — nach dem dritten Vortrage haben wir keinen mehr besucht. Und doch, gewirkt hatten sie auf mich. Zweifel hatten sie in meine Seele geworfen, und wie ein freßendes Gift brannten sie in mir. Darum suchte ich so viel die Einsamkeit. Ich wollte mit mir selbst ins Klare kommen. Aber es gelang mir nicht. Doch die Inschrift auf unseres Willi Grab war in aller Dunkelheit mir doch wie ein Licht. Es muß doch etwas daran sein, wenn man, wie er, mit solchem Glauben so ruhig leben und so friedlich sterben kann. Und jetzt, da sie oben saßen und da Du mit mir redest, ahne ich etwas von der Gewißheit des Glaubens. Liebe Mutter, ich hätte Dir mehr vertrauen sollen — vergiß!“

Mutter und Tochter hatten den kleinen Garten betreten. Die Dämmerung sank immer tie-

fer herab, aber drüben, hinter der Friedhofshöhe, kam der Mond hervor, um mit seinem milden Lichte die Frühlingserde zu begrüßen. Frau Waldburg hielt ihre Tochter fest umschlungen. „Wir feiern nun fröhliche Ostern, mein Kind!“ sagte sie tief bewegt.

II.

Ein Jahr ist vergangen. Es ist am Spätnachmittag des zweiten Ostertages. Heute weht die Luft kühl, und die Wolken, die im Westen aufziehen, deuten auf nahen Regen. Kaufmann Waldburg kehrt mit seiner Familie von einem Spaziergang zurück. An der Haustür steht ein Bote, der ihn erwartet und ihm einen Brief überreicht. Waldburg öffnet ihn, liest und sagt: „Ich komme sofort!“ Schweigend überreicht er dann die Karte seiner Frau. „Ich will sogleich gehen; der Zug fährt in einer halben Stunde,“ fügt er hinzu, und eilt der Wohnung seines Freundes, des Güttendirektors Webling, zu.

Die ersten Regentropfen fallen auf die Karte, die Frau Waldburg in der Hand hält. Sie liest: „Lieber Freund! Heute noch muß ich mit dem Abendschnellzug nach B. Hermann ist plötzlich schwer erkrankt. Komm, wenn möglich, sofort auf einige Minuten zu einer kurzen Besprechung. R. Webling.“ Die Leserin blickt auf die Zeilen, die der niederfallende Regen vertischt. Dann nickt sie ihrer Tochter zu. „Komm, Erna,“ sagt sie nur und öffnet die Haustür.

Nach wenigen Minuten kennt Erna den Inhalt der Zeilen. Draußen fällt der Regen nieder, und aus den Augen der Jungfrau fließen heiße Tränen. Der, dem ihre jugendliche Liebe gehört, ist schwer erkrankt. Seit Herbst des verfloffenen Jahres ist sie glückliche Braut, und nun? Nun muß sie warten, wie Gott es fügt. Und der Osterglaube, der seit einem Jahre ihr Herz beglückt, ist in dieser Prüfungsstunde ihr Anker.

Mutter und Tochter warten im Wohnzimmer auf die Rückkehr des Vaters. Endlich hören sie seinen Schritt, und dann tritt er ins Zimmer. „Vater, wie steht's? Ich werde wohl mit nach B. fahren.“

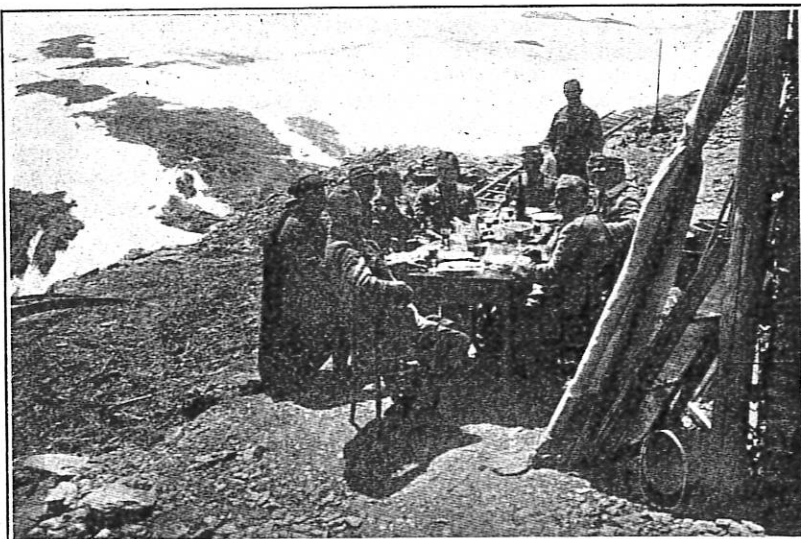
Der Angeredete schweigt und reißt seinem Kinde die Hand; stumm, kein Wort kommt über seine Lippen. Erna erschrickt nicht, zittert nicht. Um Stärkung und Ruhe hat sie eben gebetet, und der Osterfürst hat sein: „Friede sei mit dir!“ gesprochen. Ruhig kommt die Frage: „Vater, ist Hermann schon bei der seligen Ostergemeinde da droben?“

Waldburg nickt. „Ja, mein Kind.“

Es ist still im Zimmer, totenstill.

„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!“ Mit diesen Worten sinkt Erna in die Arme der Mutter. —

Es ist stille Nacht. Erna sitzt auf ihrem Zimmer und blickt hinaus, aufwärts, wo dunkle Wolken vorüberziehen. Auf dem kleinen Tische neben ihr liegt ein geöffneter Brief, der letzte, den ihr Verlobter geschrieben hat. Sie hat ihn vor wenigen Minuten noch einmal gelesen. Da standen die Worte: „Wenn im jungen Lenz erwachen die Lieder, kehre ich zurück. Wenn die Klänge der Oster-



Oesterreichisch-ungarische Offiziere beim Mittagessen im Gasteinergebiet Südtirols.

glocken verklingen sein werden, bin ich, so Gott will, bei Dir. Grüße die Lieben Deinen und auch Willis Grab mit dem seligen Ostergruß."

"Die Lieder, die süßen Frühlingslieder sind erwacht, aber Du kehrest nicht mehr zurück." Erna spricht diese Worte, faltet den Brief zusammen und legt ihn in ein kleines Kästchen.

Draußen sinkt die Nacht immer tiefer herab auf die Frühlingserde, und nur auf kurze Augenblicke durchbricht das Mondlicht den dunklen Wolfensleier. Ostern will Abschied nehmen. Die Festlieder sind verklingen, aber in den Herzen klingen sie nach. Erna setzt sich nieder an den kleinen Tisch, auf dem Sonntagsblätter liegen und auch die Osterpredigt ihres heimgegangenen Bruders. "Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!" Dies ist der Ostertext. Sie liest, und es ist ihr, als spräche ihr Bruder nur zu ihr allein. Da stehen die Worte: "Durch die Leidensnacht leuchtet dem Dulder Hiob das selige Auferstehungslicht, eine neue, herrliche Zukunft. Wie ein hellglänzender Stern am mitternächtlichen Himmel strahlt es hinein in die dunkle Nacht, in das Karfreitagsdunkel einer schwergeprüften Seele. Immer heller wird das Licht, bis es auf dem müden, todesmatten Antlitz des Dulders wie verkündend ruht, und über seine Lippen kommt das Osterlied: 'Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!'" Immer stiller wird es in der Seele der Leserin. Es ist ihr, als ob der entschlafene Bruder sie an der Hand halte und mit ihr durch ein dunkles Tal schreite, einer lichten, heiligen Höhe entgegen. Sie legt jetzt die Osterpredigt zur Seite. Sie hat nochmals Ostern gefeiert, allein, in dunkler Abendstunde, am Sarge ihrer Jugendliebe.

Wenige Tage später. Hermann Wedling ruht in heimatlicher Erde neben seinem Jugendgenossen Willi Waldburg. Die Frühlingssonne will scheiden. Erna verläßt am Arme ihrer Mutter den stillen Friedhof. Zu Hause angekommen, findet sie einen Brief vor, der die letzten Erdengrüße des Entschlafenen für sie enthält. Sie liest: "Wertes Fräulein! Unter den Klängen der Osterglocken ist hier in unserm städtischen Krankenhause Herr Dr. Wedling, Oberlehrer am hiesigen Realgymnasium, selig heimgegangen. Er selbst konnte Ihnen, die Sie seinem Herzen besonders nahe standen, nicht mehr schreiben, und deshalb erfülle ich seine letzte Bitte. 'Ich weiß, daß mein Erlöser lebt,' war sein letztes Wort. Wenn der Vater im Himmel sich seine Hausgenossen heimholt zur ewigen Osterfreude, wird es uns, die wir noch zurückbleiben, traurig und doch auch zugleich selig zumute. Es bleibt wahr:

Nun weint auch keiner mehr allhie, wenn eins die Augen schließt,
Bom Wiederseh'n, spät oder früh, wird dieser Schmerz verfließt.

Zwischen uns und den Abgerufenen liegt oft nur ein kleiner Raum, eine kleine Zeit. Die beseligende Gewißheit, einen Erlöser zu haben, verdrängt die Furcht vor den letzten Wellen, die unserm Schiffelein noch drohen. Das jenseitige Ufer liegt im Morgenglanz der Ewigkeit vor uns. Mit dieser Gewißheit hat auch der Entschlafene die letzte Reise angetreten und das selige Ufer erreicht. Und nun schließe ich mit herzlichem Ostergruß und innigem Gott befohlen!

Ihre Agnes Willmer,
Schwester im Hospital Marthahaus in B."

III.

Drei Jahre sind vergangen. Wieder ist's Ostern. Morgensonnenschein ruht auf den stillen Gräbern des Friedhofs in Vornhausen. Es ist noch früh am zweiten Ostertage. In der Nähe der Kirchhofspforte steht ein Mann auf einen kräftigen Stab gestützt

und blickt durch das Torgitter hinein in den stillen Garten der Toten. Sein Auge geht suchend umher. Er versucht das Tor zu öffnen, es ist verschlossen. Er nickt. "Die Ruhe soll niemand stören," sagt er leise und geht den Weg, auf dem er steht, weiter die Anhöhe hinan. Ein erfrischender Morgenwind umweht ihn. Der matte Blick des Mannes wird heller und ist dem Morgenhimmel zugewandt.

"Wenn man der Sonne entgegengeht, wird der Schritt leichter," sagt er zu sich selbst redend. Die Uhr der nahen Kirche schlägt acht.

Eine Glocke beginnt zu läuten, dann noch eine zweite. "Es ist das Erstgelaute," sagt der Wanderer und schaut nach der Stadt zurück. Er bleibt stehen, und seine Lippen bewegen sich. "Wie die Jahre vergehen," denkt er und atmet tief auf. Die Hand, die sich auf den Stab stützt, zittert ein wenig. Jetzt sind die Morgenklänge verhallt. Langsam geht er nach der Stadt zurück. Wieder steht er an der Kirchhofspforte. Sie ist noch verschlossen. Minuten vergehen. Eine in Schwarz gekleidete Dame nähert sich jetzt ebenfalls der Pforte mit einem Schlüssel in der Hand. Der Fremde faßt grüßend an seinen Hut.

Das Tor wird geöffnet, und beide betreten die stille Stätte. Die Augen des Fremden gehen suchend umher.

"Suchen Sie ein liebes Grab?" fragt die Dame.

"Ja," ist die Antwort. "Vor fünf Jahren war ich auch hier zum Begräbnis unseres Herrn Pfarrers. Er wurde hier auf dem Kirchhof seiner Vaterstadt begraben, Pfarrer Waldburg."

"Kommen Sie, ich zeige Ihnen sein Grab."

"Haben Sie ihn auch gekannt?" fragte der Fremde. Die schwarzgekleidete Dame nickte bejahend, ging noch einige Schritte weiter und blieb

dann vor einem wohlgepflegten Grabe stehen. Die Morgensonne umleuchtete es freundlich. "Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!" Der fremde Mann, auf seinen Stab gestützt, ruft diese Worte aus, die vor ihm stehen und die ihm entgegenleuchten wie mit Flammenschrift. Die Hand, die den Stab hält, zittert. "So, also hier ruht er! Er ist sehr früh von uns geschieden, aber er hat doch viel getan. Ueber den Spruch, der uns hier entgegenleuchtet, hat unser Pfarrer vor fünf Jahren am Osterfest gepredigt, und diese Predigt hat mich sehr ergriffen. Jener Oftertag war für mich der Beginn eines neuen Lebens. Pfarrer Waldburg war das Werkzeug meiner Rettung."

Minutenlanges Schweigen folgte. Wer in den beiden Seelen in diesen Minuten hätte lesen können!

Die Dame betrachtete mit prüfendem Blick den vor ihr Stehenden. "Er war Ihr Retter, sagen Sie?"

"Ja," sagte der Mann. "Retter, ja dies ist das rechte Wort. Ich will es Ihnen kurz erzählen. Sie haben ja den lieben Herrn auch gekannt." Der Fremde sah noch einmal in das milde, ruhige Frauenantlitz.

"Pfarrer Waldburg war mein Bruder." Leise, doch verständlich hatte Erna die Worte gesprochen.

"So, so, nun kann ich es Ihnen erst recht erzählen. Vor fünf Jahren war ich noch ein leichtsinniger Mensch, der seinen Gott gänzlich vergessen hatte. Durch schlechte Freunde war ich auf den Weg des Leichtsinns, der Gottentfremdung gekommen, und einige Vorträge in Volksversammlungen, die ich kaum halb verstand und auch nicht verstehen konnte, hatten mein Denken über Gott und göttliche Dinge vollends verwirrt und in mir die Meinung erweckt, es müsse wohl heute in der aufgeklärten Zeit so sein. Je mehr man weg-



Seimatgruß.

Nus liebvertrauten Räumen
Grüß' ich Dich, Liebster mein!
Ach, ging's nach meinen Träumen,
Bald wollt' ich bei Dir sein.
Doch sollt' ich bangend weinen?
Stolz will ich sein auf Dich,

Gab doch der Besten einen
Dem Vaterland auch ich!
Und schmettern die Trompeten
Und braust die wilde Schlacht,
Dann geht mit Dir mein Veten
Und hält um Dich die Wacht.

leugne, desto klüger sei man geworden, so dachten meine Freunde, und ich auch. Wir Loren! Am Ostermorgen vor fünf Jahren kam für mich eine Wendung. Meine Mutter fragte mich an diesem Morgen, ob ich mit ihr in die Kirche gehen wolle. „Du würdest mir eine Osterfreude machen,“ setzte sie hinzu. Ich sagte nicht ja, nicht nein, ging aber mit. Meine Mutter hatte ihren Platz in der Kirche eingenommen, und ich verließ nach wenigen Minuten, wohl kaum beachtet, wieder das Gotteshaus. Der Frühlingsmorgen war ja so schön! Ich wollte einen Spaziergang machen und dann zur bestimmten Zeit, am Schluß des Gottesdienstes, wieder an der Kirche sein. Es kam anders. Schon nach einer Viertelstunde kehrte ich wieder von meinem Gange zurück. Eine mir unerklärliche Unruhe trieb mich zurück. Und ich kam gerade zur rechten Zeit. Als ich an einer Seitentür der Kirche vorüberging, wurde diese geöffnet, und zwei Frauen führten eine, wie es schien ohnmächtig gewordene Frau nach einer kleinen Bank an der Kirchhofsmauer. Wer war's? Meine Mutter! Ich eilte hinzu, nahm die Ohnmächtige in meinen Arm, während die beiden Frauen davoneilten, die eine um Wasser, die andere um auf meinen Wunsch den Doktor zu holen. Ich war mit meiner Mutter allein. Sie lag in meinem Arm und schlummerte. Ich sprach zu ihr und fragte, aber ich erhielt keine Antwort. Tiefe Stille umgab uns. Der Gesang in der Kirche hatte aufgehört, und die Predigt begonnen. Ich vernahm jedes Wort. So war ich doch gegen meinen Willen unter den Schall des göttlichen Wortes gekommen. Ich mußte hören, und ich hörte: eine Osterpredigt, die Lebenslang mit mir gehen wird. „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!“ Dieses Wort klang an mein Ohr —

und an mein Herz oft, und immer stärker wurde seine Wirkung. Ein Erlöser aus Schuld und Sünde, aus Not und Elend, aus Krankheit und Tod ist für alle gekommen, die seine Retterhand ergreifen und im Glauben festhalten. Das waren Worte für mich. Wie stand mein Leben mit aller Schuld vor mir, ein aufgeschlagenes Buch für mich. Eine Erkenntnis kam über mich plötzlich, als stände ich an einem jähen Abgrund. Aber, Gott sei Dank, eine rettende Hand war da, ein Erlöser. Welch ein Herr! Wo blieben die Volksbegleiter und Aufklärer mit ihrer Weisheit? Ach, ich kann Ihnen ja nur dies und das aus jener Osterpredigt andeuten, nur das, was mein Herz ergriffen und festgehalten hat. Ich war in der Kirche, die ich hatte fliehen wollen. Ein Ostermorgen war für mich gekommen, ein neuer Tag, den ich damals, in jener Stunde, als ich meine Mutter in den Armen hielt, erst ahnte. Die Orgeltöne klangen zu mir herüber, Ostergesang hallte durch das Gotteshaus zum Lobe des Erlösers. Meine Mutter war noch nicht erwacht. Es mußte mehr sein als eine Ohnmacht, und der Arzt, der kurz vor dem Schluß des Gottesdienstes kam, bestätigte dies. „Ein Schlaganfall,“ äußerte er. Als wir sie in den Wagen hoben, erwachte sie. „Ist die Kirche aus?“ fragte sie, und dann fielen ihr die Augen wieder zu. Erst gegen Abend des Ostertages kam sie wieder zu etwas klarer Besinnung. Sie freute sich sehr, daß ich, nach ihrer Meinung, in der Kirche gewesen war. Ich schwieg, um ihre Freude nicht zu trüben. Erst wenige Tage vor ihrem Ende, als sie bei völliger Besinnung war, hat sie erfahren, was mir jener Ostermorgen gebracht hat. Ich erzählte ihr dann dies und das aus der Osterpredigt und von ihrer

Wirkung auf mich. „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!“ Dies herrliche Bekenntnis ist besonders in ihrer Seele haften geblieben bis zu ihrem letzten Stündlein. Und unser seliger Pfarrer ist auch mit dem Text seiner Osterpredigt zu seinem Erlöser, den er geliebt und verkündigt und dem er die Seelen zugeführt, heimgegangen. Er ahnte damals wohl nicht, wie nahe die Stunde war, die ihn seinem Erlöser entgegenführen sollte. Wenn das große Ostern der Ewigkeit kommt, dann wird er's wohl erfahren, welch ein Segen er für viele gewesen ist — durch Gottes Gnade auch für mich!“

Der Mann, auf seinen Stab gestützt, schwieg. Seine Augen blickten über die Gräber hinweg nach dem hellstrahlenden Morgenhimmel. Sah sein inneres Auge wohl schon etwas von dem Glanze des großen Ostermorgens, von dem er gesprochen? Minuten vergingen. Auf dem Friedhof blieb es still. Ein leiser Morgenwind ging durch die Bäume, die das erste Grün zierte, und über die Gräber dahin. Die beiden Kirchhofbesucher schauten sich an, fragend und doch verständnisvoll. „So, jetzt will ich gehen, bald werden die Osterglocken läuten.“

„Und wohin geht Ihr Weg?“ fragte Erna Walzenburg.

„Ich bin bei meiner Schwester, die hier in Bornhausen wohnt. Von hier gehe ich wieder nach Hause.“

„Ihre Schwester wohnt hier?“

„Sie ist die Frau des Gärtners Thelen, aber schon seit vier Jahren Witwe, am Abend vor Ostern wurde mein Schwager begraben. Ich war damals krank und konnte deshalb nicht zur Beerdigung kommen. Aber ich habe gehört, daß man ihm ein schönes Lied vom Erlöser als Abschiedslied gesungen hat. Ich hab' es später einmal gehört und nicht vergessen.“

„Er gibt mit Ruh' im Leiden, Vergeltung im Gericht,
Ein Paradies voll Freuden, wenn Herz und Auge bricht.“

Diese Worte des Liedes waren mir besonders tröstlich und sollen es bleiben, bis mein Stündlein kommt.“

Erna nickte. Dann nach einer Pause sagte sie: „Lieber Herr, ich erinnere mich jenes Abends, von dem Sie soeben sprachen, ganz genau. Er wurde ein wichtiger Abend in meinem Leben, den ich niemals vergessen werde!“

„Ja, ja, gewisse Tage und Stunden in unserm Leben vergißt man niemals; sie sind Denksteine am Wege unsers Lebens.“

„Ein Denkstein,“ sagte Erna, wie zu sich selbst redend, und blickte nach der Inschrift, die hell im Morgenlicht leuchtete.

Die beiden Kirchhofbesucher nahmen Abschied voneinander im freundlichen Morgenglanz des Ostertages.

Erna blickt dem Davongehenden nach. „Ein etwas sonderbarer Mann,“ denkt sie.

Da, wo der Weg die Anhöhe hinan geht, bleibt er noch einmal stehen und winkt grüßend mit der Hand. Dann geht Georg Warner, Osterglück im Herzen, der Kirche zu.

Erna geht noch einmal zurück nach den beiden Gräbern und ordnet den neuen Blumenschmuck. Dann nimmt sie Abschied und folgt ebenfalls dem Rufe der Osterglocken ins Gotteshaus.

Die Ostererinnerungen werden sie begleiten. Beide sind umstrahlt von dem Osterlicht des Glaubens an den Osterfürsten, das ihnen stets entgegenleuchtet wird in dem seligen Wort: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!“



Um die Osterzeit.

Fern im Feindestaube
Wäh'n die Weissen auch,
Und am Wiesenraube
Grünt der Weidenstrauch.

Heimatgloden klingen
Tausend Weissen weit;
Laßt uns fröhlich singen,
Es ist Frühlingszeit.

Welch vom Süden weht es,
Blitzend spürt's der Galm,
Durch die Herzen geht es.
Wie ein Osterfalm.

Was der Tod auch raube,
Sein Bewinger wacht;
Unser Osterglaube
Nimmt dem Tod die Macht!



Unter der Erde.

„Haben Sie eben das Pochen gehört?“ fragte der Unteroffizier Gaston Lefebvre seinen Vorgesetzten, den Leutnant im Pionierbataillon Nr. ..., Paul Darrot.

Der Leutnant bückte sich und legte das Ohr an die feuchte Seitenwand des Stollens. „Nein, — nichts.“

„Die Maulwürfe werden gerade eine Pause gemacht haben.“

„Möglich.“ Nochmals horchte der Offizier; es blieb alles still. „Jedenfalls benachrichtigen Sie mich sofort, wenn's wieder losgeht. Daß die Deutschen hier an dieser Stelle einen Gang hindurchgetrieben hätten, halte ich für ausgeschlossen. Der steinige Untergrund — außerdem die Entfernung — unmöglich.“

„Aber die Höhlen!“

Der Leutnant lächelte einen Augenblick über die Unwissenheit des Untergebenen. Dann sagte er schnell, wie um einer näheren Auseinandersetzung auszuweichen: „Im Gneis Höhlen? Nein; also sofort Nachricht, wenn Sie etwas Verdächtiges wahrnehmen.“ —

Zur selben Minute, als dieses Gespräch stattfand, arbeiteten wenige Meter entfernt drei preußische Pioniere mit Feuereifer an der Fertigstellung ihres Tag und Nacht mit größter Energie vorgetriebenen Stollens. Nach ihrer Berechnung mußten sie dem Feinde schon ziemlich nahe sein; daß sie sich indes bereits in seiner unmittelbaren Nähe befanden, ahnten sie nicht. Plötzlich hielt einer der Pioniere mit der Arbeit inne.

„Na, was los?“ fragte der Kamerad, der neben ihm die Stollenwand bearbeitete. „Du machst ja ein Gesicht wie ein Kater, wenn's donnert.“

„'s donnert nicht, aber es zieht,“ meinte der Pionier gleichmütig und hielt nochmals den angefeuchteten Zeigefinger in die Höhe. „Kein Zweifel: wir sind der Erdoberfläche nahe. Aufhören!“

Die Kameraden folgten dem Befehl und legten die Werkzeuge sofort beiseite. Aber ehe sie sich genaue Rechenschaft darüber ablegen konnten, woher der plötzlich verspürte Luftzug kam, begann der Boden unter ihren Füßen mit einem Male feucht zu werden. Es dauerte nicht lange, und eine wahre Fontäne ergoß sich mit rauschendem Geplätscher in den Gang.

Vergebens versuchten die braven Pioniere, die hereindringende Flut zu meistern. Es war bereits zu spät; das vom Wasser gerissene Loch ließ sich nicht mehr verstopfen. In eiliger Flucht mußte man den Rückweg antreten, um nicht in Gefahr zu geraten, in dem Stollen elendiglich zu ertrinken oder von den durch das Wasser abgelösten Erd- und Gesteinsmassen erschlagen zu werden.

„Sie verdienen die Ehrenlegion für den Einfall, den Stollen schnell durchzustechen und die Quelle, die uns überraschte, den Maulwürfen da drinnen auf den Pelz zu schicken!“ sagte jetzt Leutnant Darrot.

Unteroffizier Lefebvre lächelte geschmeichelt. Dann aber nahm sein olivenfarbenes Gesicht mit dem kokett gewirbelten schwarzen Schnurrbärtchen plötzlich einen ernsten Ausdruck an. „Was denken Sie davon, Herr Leutnant; wollen wir die Gelegenheit, die sich unerwartet bietet, nicht zu einem Handstreich ausnützen?“

„Wieso?“

„Wir leiten die Quellen wieder zur Seite, bauen hier schnell den Stollen aus und versuchen, den vom Feinde gebrochenen Gang zu besetzen. Alles weitere findet sich dann.“

Der Leutnant dachte einen Augenblick nach. „Ja, wenn

das Wasser keine allzu großen Verwüstungen drinnen angerichtet hat, ließe sich die Sache machen. Also an die Arbeit!“

Wenige Minuten später war eine Abteilung Franzosen damit beschäftigt, das Wasser von dem Stollen abzulenken und diesen selbst bis zu der Stelle durchzubauen, wo er in den von den Deutschen vorgetriebenen unterirdischen Gang mündete. Hier angekommen unterbrach man die Arbeit einen Augenblick, um darüber zu beraten, was nunmehr geschehen sollte. Der Leutnant holte die Meinung seines Bataillonsführers ein, und es wurde dahin entschieden, zunächst eine Abteilung zur Untersuchung des unterirdischen Weges vorzuschicken. Von dem Ergebnis sollten die weiteren Operationen abhängen.

Die ausgesandten Leute kehrten halb mit dem Bescheid zurück, daß der Stollen in kurzer Zeit ausgebeßert werden könne. Der von den Deutschen gebaute Abschnitt benutze übrigens zum Teil natürliche Höhlen, die sich auf große Entfernungen hin unter dem Boden hinzögen.

Unteroffizier Lefebvre schmunzelte und zwirbelte sein kokettes Schnurrbärtchen. Was hatte da der Leutnant von höhlenlosem Gestein gefabelt! Und wer hatte schließlich recht behalten und das ganze Unternehmen in die richtige Bahn geleitet? Na, es würde schon werden mit der Ehrenlegion und den andern schönen Dingen, die dem ehrgeizigen Unteroffizier im Geiste vorschwebten. —

In der folgenden Nacht wurden die deutschen Mannschaften, die zur Bewachung im Stollen zurückgelassen worden waren, auf ein seltenes Geräusch aufmerksam. Im Hintergrunde des Ganges entstand ein Scharren und Poltern, das genug berieter, um die Wachen sofort zu alarmieren.

„Als ob wir nicht wüßten, was los ist, seitdem die Quelle zu fließen aufgehört hat!“ meinte einer der Pioniere flüsternd und ließ seine Taschenlampe einen blitzschnellen Augenblick aufleuchten.

„Schade wär's doch, wenn sie unseren famosen Seitenstollen zu früh entdeckten,“ meinte ein Kamerad neben ihm.

„Ausgeschlossen! Der ist so gut maskiert, daß es schon mit unrecchten Dingen zugehen müßte, wenn sie ihn vorzeitig aufführten. Außerdem in der Dunkelheit!“

Wieder ließ sich das Geräusch aus dem entfernten Teile des Ganges vernehmen. „Sie bringen vor,“ flüsterte der erste Pionier, „geht auf die Zündungen acht!“

Im Augenblick darauf wurde es still, totenstill. Minutenlang ließ sich kein Laut vernehmen. Schon glaubten die Pioniere, daß die Franzosen vielleicht doch im letzten Moment Lunte gerochen hätten, als das Arbeiten und Wühlen von neuem begann. Es hatte übrigens den Anschein, als ob die Feinde bei ihrem Vordringen durch den stellenweise schlechten Zustand des Stollens erheblich aufgehalten würden. Plötzlich jedoch kam aus dem Seitenstollen die telephonische Meldung, daß mittlerweile bereits eine größere Anzahl Feinde an der kritischen Stelle vorüber wären; mehr von ihnen durchzulassen, schien doch nicht geraten.

Der Hauptmann, der die ganze Aktion leitete, gab einen kurzen Befehl. Wenige Sekunden später erschütterte ein dumpfes Getöse die Luft, dem ein fürchterliches Poltern und vereinzelte Schmerzensschreie folgten. Die mit der Sprengung beauftragten Pioniere hatten die an der Verbindungsstelle des Seitenstollens mit dem Haupteingang eingebaute Mine zur Entzündung gebracht — auf weite Entfernung hin war das Gestein von der Explosion in Stücke gerissen worden, hatte die

Gänge verschüttet und einen Teil der Vorbringenden unter den Trümmern begraben.

Die übrigen, halb betäubt durch den Schreck und die Explosionsgase, strebten in verzweifelter Flucht nach jeder Seite den Ausgängen des Hauptstollens zu. An dem Ende, das auf die deutschen Stellungen zu lag, wurden die Franzosen selbstredend prompt in Empfang genommen. Unter ihnen befand sich auch Unteroffizier Lefevre, der furchtlich tobte, weil es mit seiner militärischen Laufbahn und der Ehrenlegion nun vorbei war.

Leutnant Paul Darrot war ebenfalls gefangen genommen worden. Er blutete aus einer Kopfwunde und war so verstört, daß man zunächst glaubte, er habe seinen Verstand verloren. Es ergab sich, daß er im Augenblick der Explosion gerade neben dem Seitenstollen vorwärts getrocken war; wie durch ein Wunder war er dem Tode entgangen.

Jetzt saß er, von zwei deutschen Pionieren gestützt, auf einem Felsblock und murmelte, vor sich starr hinblickend: „Frankreichs — Grab!“

Am Kreuz auf Golgatha.

Für die „Lebensschule“ von Gustav Grönlund.



In meines Lebens schwersten Stunden,
Dem Abgrund der Verzweiflung nah,
Hat meine Seele Halt gefunden
An Jesu Kreuz auf Golgatha.

Denn dorten sah ich Gottes Wesen
In seiner Liebe Glanz und Schein,



Hab' ihre Höh' und Tief' gelesen
Am Fluchesholz, im Felsgestein.

Sie hieß den Sohn am Kreuze werben
Um meiner Seele ewig Heil,
Ließ ihn verflucht am Holze sterben,
Daß mir Versöhnung werd' zu teil.

Und kann ich gleich nicht völlig fassen,
Was Gottes Lieb' für mich getan,
Will ich getrost sie sorgen lassen
Für meines Fußes Weg und Bahn.

Hat er das Größte mir gegeben:
Er schloß im Sohn den Himmel auf,

Wird er gewißlich das mir geben,
Was ich gebrauch' zum Pilgerlauf.

So bleibt mir in den schwersten Stunden
Stets Gottes Lieb' und Güte nah,
Seit mir die Seele durst' gefunden
An Jesu Kreuz auf Golgatha.

Kultur und Zivilisation.

Seit Beginn des Weltkrieges ist in Wort und Schrift immer wieder von „Kultur“ und „Zivilisation“ die Rede, für deren Verschlingung fast durchweg jede kämpfende Nation einzustehen behauptet. Beide Begriffe werden aber viel miteinander verwechselt.

Zivilisation ist Können und dasjenige Leisten, das aus dem Können entspringt. Kultur ist Empfinden und das Leisten, das aus dem Empfinden quillt. Zivilisation ist Anspannung des Kopfes oder des Verstandes, Kultur die Anspannung des Herzens oder, richtiger gesagt, der Seele. Zivilisation ist z. B. das Telephon, der Telegraph, die Lokomotive, der Dampfer, die Maschine, das Luftschiff, das Flugzeug. Kultur dagegen ist die steigende Verfeinerung des Fühlens und Handelns, die Liebe zum Nächsten, die Liebe zum Armen und Unglücklichen, die Pflege und Entwicklung des Gewissens, und was alles in dieses Gebiet gehört. Man kann der größte Lump sein und doch hochzivilisiert, aber ein Lump wird nie ein Kulturmann sein. Ein Volk kann zivilisatorisch sehr hoch stehen und doch kulturell ziemlich niedrig; und wieder kann ein Volk an der Höhe seiner Zivilisation sterben und verderben, während wirkliche Kultur ein anderes Volk mit weniger Zivilisation jung erhält. In einem ganz bestimmten Sinne ist die heutige Weltkatastrophe das Produkt eines Uberschusses an Zivilisation und zugleich eines steigenden Defizits an wahrer Kultur. Schon lange vor dem Weltkriege haben weise Männer aller Richtungen und der verschiedensten Konfessionen auf die Gefahr hingewiesen, daß unsere Kultur, eben die Seelenkultur, nicht mehr Schritt halte mit der sich völlig überhaustenden Zivilisation. Das ist denn auch die Ursache einer ganzen Reihe von Entartungen: die Entweibung der Frau, die Mißachtung des Mutterstandes, die Zerrüttung der Bande zwischen Eltern und Kind, die widerliche Verhimmelung des goldenen Kalbes, die Pervertitaten in der Lebenshaltung und im Daseinsgenuß und vor allem das Schwinden eines kräftigen Gottesbewußtseins, des wahren Glaubens und der Ewigkeitsverantwortung.

England steht doch gewiß hoch in der Zivilisation, d. h. in allem dem, was diese ausmacht. Aber in der Kultur ist es, trotzdem es über hervorragende Kulturmenschen verfügt, zurückgegangen. Wäre dem nicht so, müßte das arme Irland längst wieder zu einiger Mütter gekommen sein, könnte es nicht solch ungeheuerliches Großstadtelend geben, das in England heimisch ist, könnte nicht jener herz- und seelenlose Mammonismus alles beherrschen, könnte nicht das beste Rennpferd und der beste Boxer zu mehr Ruhm gelangen als der edelste Geistliche und weiseste Professor, könnte nicht die englische Literatur, die englische Malerei, die englische Musik so grenzenlos arm an Großen geworden sein. Das dichteste Eisenbahnnetz, die größten Banken, die mächtigsten Börsen, die meisten Fabriksschöte, das alles deutet wohl auf einen Höhepunkt der Zivilisation, das andere aber auf ein Zurückbleiben in der Kultur; und in dieser klaffenden Differenz liegt der Todeskeim für eine Nation, indem ihre Seele am Erstehen ist. Bei Deutschland ist es gottlob anders. Wohl war auch bei ihm vor dem Weltkriege die Gefahr groß, mehr und mehr dem einseitigen Zivilisationsstreben zu verfallen und die wahren Kulturfaktoren nach und nach zu mißachten. Aber der furchtbare Weltkriegsturm hat es bewirkt, das deutsche Volk wieder auf der Höhe eines Kulturvolkes, eines Seelenvolkes zu zeigen. Es ließe sich auch ein Vergleich zwischen Frankreich und Oesterreich anstellen: zivilisatorisch ist Frankreich über, kulturell Oesterreich, das sich den ehernen Kulturbestand zu wahren wußte, während Frankreich ihn verzettelte aus Esprit, Goldanbetung und Revolutionsdrang. So kommt es, daß Paris zivilisatorisch wohl zehnmal höher als das Tirolerbohl steht, dieses ihm aber an wahrer Menschenkultur weit überlegen ist.

Kultur ist Ausdruck der Seele, die Seele aber bedarf der Religion. Die wahre Religion besitzt die Reimkräfte der höchsten Kultur. Der wahre Höhepunkt der Kultur liegt in — Christo, dem auferstandenen Heilande der Welt.



.. Für Haus und Herz. ..



Ostern.



Frühmorgens, da die Sonn' aufgeht,
Mein Heiland, Christus, aufersteht,
Vertrieben ist der Sünden Nacht,
Licht, Heil und Leben wiederbracht!
Hallelujah!



Der Kern des Christentums.

Wer an die Auferstehung glaubt, glaubt an alles andere, was den eigentlichen Kern des Christentums ausmacht, vorab an Gott als ein wirkliches Wesen (nicht bloß eine Idee oder das Gesamtsein aller Dinge) und an die besondere Art unseres Herrn. Wer daran nicht glaubt, kann der traurigen Annahme nicht entgehen, daß auch das Höchste und Beste in der Welt auf bewußter Täuschung beruhen kann und darf. Er muß dann konsequenterweise an den besten Menschen, die jemals gelebt haben, und an Gottes Wahrheit und Gerechtigkeit selber verzweifeln. Das machen sich zwar sehr wenige völlig klar; sie weichen dieser Alternative aus; nicht wenige predigen sogar ruhig auf den Kanzeln zu Ostern den „Auferstandenen“, der für sie im Grabe liegt, zum größten Schaden ihrer eigenen Seele. Für uns aber bleibt der Grundstein unserer Religion und auch das Fundament alles unseres Lebensmutes in dieser Welt der alte Ostergruß der Christenheit: „Christus ist auferstanden, ja, er ist wahrhaftig auferstanden!“ Das ist Christentum und Kennzeichen des Gottesgeistes in uns, und dieses Christentum allein überwindet die Welt auch heute so gut wie damals; das andere weist uns auf die eigene Kraft an, welche dazu zu gering ist. An diesem Punkte entscheidet sich beständig das Schicksal des Christentums in der Welt und das Schicksal jeder einzelnen Menschenseele.

Den Auferstehenden.

Als Wahrzeichen für unsere Friedhöfe kann man sich kein schöneres Wort denken als jene wunderbar schöne Inschrift, die man über dem Eingang des Kirchhofes zu Bozen in Tirol liest, und die mit einem einzigen Worte mehr besagt als die deutschen Inschriften in Prosa und in Versen. Sie lautet: „Resurrecturis“, zu deutsch: „Denen, die auferstehen werden!“

Eine weltbeseeligende Wahrheit.

Wenn wir im Geiste die Jahrhunderte durchmessen seit jenem glorreichen Ostermorgen, wie tief sind der Geschichte die Spuren des Auferstandenen eingebrüht! Die Entstehung der christlichen Kirche ist das mächtigste Zeugnis für die Gewißheit der Auferstehung Christi. Ströme von Blut hat die Feindschaft der Welt vergossen, um jener ein Ende zu machen. Und was war der Erfolg? Der römische Welt Herrscher hat schließlich selbst sein blutiges Schwert dem Auferstandenen zu Füßen gelegt. Die Stätten der höchsten Macht und der höchsten Weisheit des Altertums liegen längst in Trümmern, während die Kirche Christi ihr Banner noch hochträgt und aus den Wäldern der Heiden sich Glieder sammelt, wie man sammelt in der Zeit der Ernte. Eine weltverneuernde, weltbeseeligende Wahrheit ist noch nie einer Lüge oder Täuschung entsprungen. Die apostolische Predigt aber, welche diese unerhörte Wandlung in der Welt herbeigebraht, hatte nichts anderes als eben die Tatsache der Auferstehung Christi zum Grund- und Eckstein. „Den Fürsten des Lebens habt ihr getötet; den hat Gott auferweckt von den Toten, des sind wir Zeugen!“ „Halt im Gedächtnis Jesum Christ, der auferstanden ist von den Toten!“

Aus dem Grabe.

Es geht alles Herrliche aus dem Grabe hervor. Das Grab ist nicht das Ende, sondern der Anfang des Lebens. Der Frühling geht hervor aus dem Grabe des Winters. Das Samentörnlein, das im stillen Erdengrabe wie tot geschlummert, fängt an zu keimen und steigt hervor zum Licht der Sonne — und das erste Blümlein

steht im Garten; wo kommt es her? Aus dem Grabe. Die häßliche Raupe, die sich selbst das Totenhemd angelegt, erwacht zum neuen Leben, verläßt ihr Grab und steigt empor in der Auferstehungsherrlichkeit eines bunten Schmetterlings. Wenn der Südwind wieder die Auferstehungsposaune erschallen läßt, da regt und bewegt es sich, wo vorher Grabesstille herrschte, und Millionen Lebewesen schwärmen wieder in der Luft und wandern über den grünen Teppich der Erde. Aus dem Grabe geht alles Herrliche hervor. Aber das Wunder aller Wunder ist das, daß der Herr selbst aus dem Grabe hervorkam. Christus selber mußte ins Grab hinabsteigen und dem Grabe seine Weihe geben. Er tritt hervor als Fürst des Lebens, als Heiland der Welt, nicht trotzdem, daß er im Grabe gelegen, sondern gerade deswegen. Aus dem Grabe bringt er volles Leben. Das leere Grab ist der Grund unserer Hoffnung. Das Grab ist Lebensgesetz geworden. Jesus verkündet seinen Sieg über Tod und Grab: „Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stirbt!“

Ostern.

Es gibt ein schönes Bild vom Ostermorgen. Hinter dem Kreuz von Golgatha geht die Sonne auf, siegreich, groß und herrlich! Sonnengold flutet um das Todeskreuz. Sieh, wie es funktelt und strahlt! Licht und Leben geht von ihm aus. Es ist, als ob man die Augen schließen müßte vor solch himmlischem Glanze: Das Kreuz Jesu im Osterlicht! Der Tod ist verschlungen in den Sieg! Das ist für ein armes Herz mit all seiner Not und Qual, als ob ihm der ewige Frühling aufgeht, als ob es lauter sonniges Gnadengesunkel schaut, als ob sich der Himmel auftut und wunderförmige Verheißungen und Zusicherungen von Vergebung und Hilfe und Trost und Kraft herabstöhnen, als ob die Erde zum lachenden Blumenfeld wird. Da möchte es singen und jubeln ohne Ende. Und all sein Singen und Danken soll zum heiligen Osteropfer werden, das es auf den Altar des Höchsten legt, denn er gab ihm in Jesu den Sieg über Sünde, Tod, Hölle und Teufel, daß „mich auch kein Todesbann ewig von ihm trennen kann“. Aber nicht nur um das Kreuz Christi leuchtet das Osterlicht, sondern auch um das eigene Kreuz. Und sieh, nun erscheint es mit einem Male nicht mehr so schwer, nicht mehr so drückend, nicht mehr so tränenerreich. Nun weiß ich, was es auch für mich bedeuten soll: Durchs Kreuz zur Krone! Der selbe Gott, der uns das Kreuz auflegt, hält uns auch Kronen bereit. Und gerade das Kreuz ist uns nötig, daß wir die Kronen gewinnen. Da hebe dein Haupt und schaue empor und danke der ewigen Liebe, die das Kreuz gab um der Lebenskrone willen!

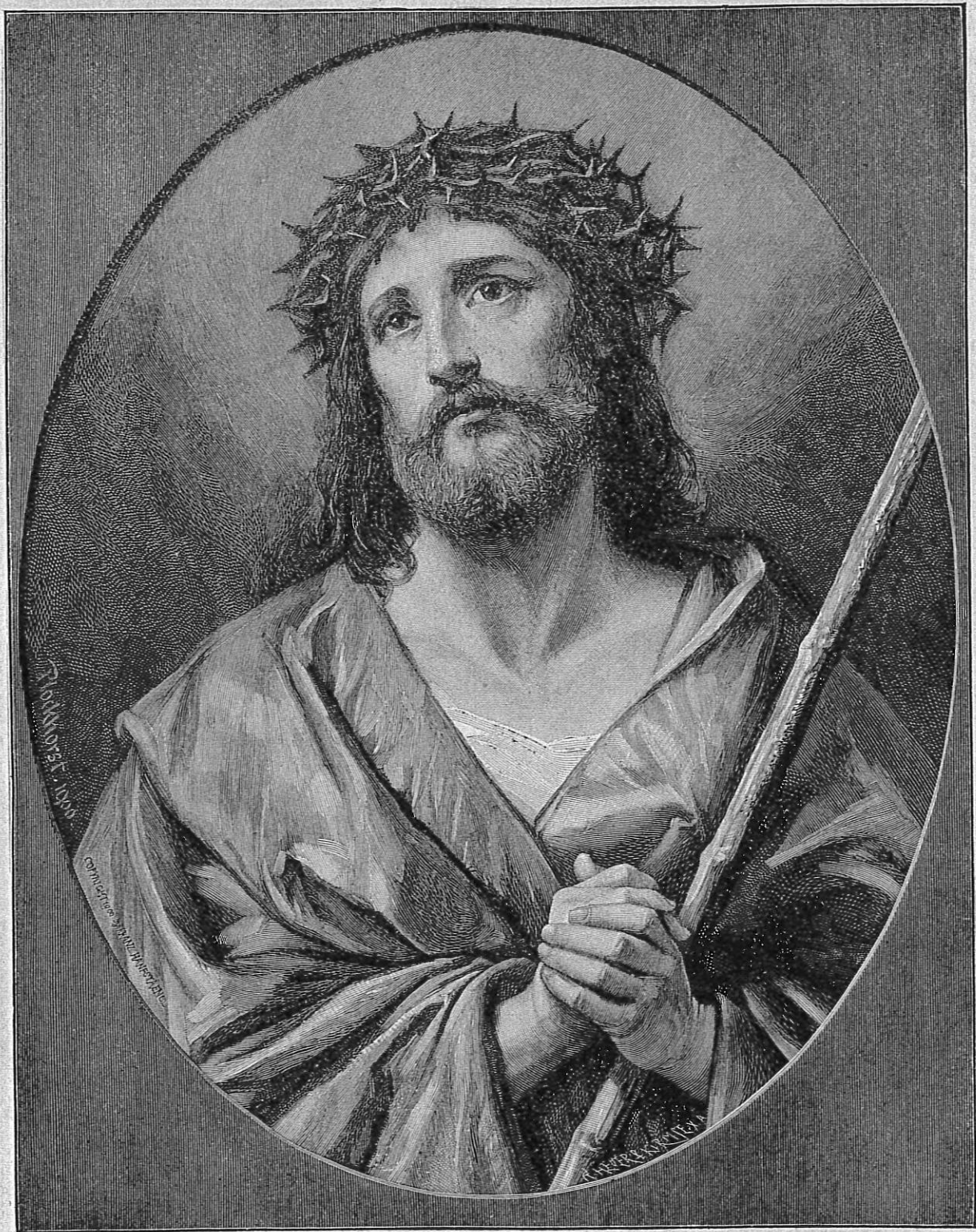
Osterlied.

Glockentöne sind leise erwacht
In der heiligen Osternacht!
Und den Morgen mit jauchzenden Schwingen
Grüßt ein gewaltiges jubelndes Klingen,
Selig hallt's in das Morgenrot:
Siehe, das Leben bezwang den Tod!

Höchstes Wunder heute geschah:
Leer steht das Grab bei Golgatha —
Und ein Singen, ein Jauchzen klingt allerorten,
Auf des dunklen Grabes gesprengte Pforten
Leuchtend die Ostersonne loht:
Siehe, das Leben bezwang den Tod!

Siegendes Licht ist leise erwacht
In der heiligen Osternacht!
Heimlich brennen in zagenden Herzen
Leuchtend entzündet der Hoffnung Herzen,
Seligster Trost ward der Erdennot:
Siehe, das Leben bezwang den Tod!





ECCE HOMO!

Nach dem Gemälde von S. Rodhorst.

Ein Meisterwerk der deutschen Holzschnidekunst.